 (Stifter)

Markus

Adalbert Stifter.

Eine Festgabe

von

Jordan Kajetan Markus.

Wien 1877.

Alfred Hölder, k. k. Hof- und Universitäts-Buchhändler.

Vorwort.

Dieses Büchlein soll eine Festgabe sein, die zunächst meinen Landsleuten gewidmet ist.

Ich habe hier Neues und Bekanntes zusammengetragen, um dem Leser einen kleinen Einblick zu bieten in das Leben und Schaffen unseres edlen Landsmannes, um ihn einzuführen in den wunderbaren Sprachschatz epischer Poesie und in ihm das Verlangen wach zu rufen nach den Werken des großen Stifter'schen Genius.

Möchte mir dieser Reiz gelingen, wie es Stifter gelungen ist, die Fantasie des Lesers zu erziehen, so daß sie allmälig lernt, was sie zu erwarten, worauf sie zu verzichten, wie viel sie zu ersetzen hat.

Der Inhalt dieser Gelegenheitsschrift gliedert sich in den biografischen, einen topografischen und historischen Abschnitt. Der biografische Theil hat es mit des Dichters Leben und Wirken, der topografische mit dessen Heimat und der historische mit dem Entstehen des Denkmales zu thun.

Ich habe zu dieser Arbeit auch schon Vorhandenes benutzt und zwar im ersten Theile die Lebensskizze aus der vor Jahren von Johannes Aprent herausgegebenen Briefsammlung und die Kritik des bekannten Literatur-Historikers Emil Kuh, endlich im zweiten Theile Einiges aus Stifter's Schriften selbst und ist dies an Ort und Stelle bemerkbar gemacht.

Die beigegebenen Abbildungen dürften zur Belebung des Interesses beitragen.

Linz, im August 1877.

J. K. Markus.

Einleitung.

Es war in den vierziger Jahren, erzählt der bekannte Literatur-Historiker Emil Kuh in einer Monografie, die er kurz nach dem Tode Adalbert Stifter's in der „Wiener Zeitung" veröffentlichte, als der Dichter, dessen Andenken dieses Schriftchen gewidmet, seine ersten Arbeiten veröffentlichte. Was er zu geben hatte, stand in vollem Gegensatze zu den Gedanken und Empfindungen, die damals Ausdruck verlangten und gerne in dichterischem Kleide hervortraten. Ringsum Klagen über die Gefangenschaft, in welcher der deutsche Geist schmachtete, Zornlaute ob des Druckes, der auf dem Leben des Volkes lastete. Hohn gegen die Dränger, welche die Fesseln anzogen, wie gegen die Gefesselten, die sich ihrer nicht erwehrten, Proteste und Verwünschungen, Sturmrufe, Feuer- und Lärmsignale. Aus dem literarisch am wenigsten geschulten Lande und aus der in diesem Lande harmlosesten Stadt: aus Oesterreich und Wien waren die ersten poetischen Sendboten hervorgegangen. Den Unzufriedenen und Eifernden in der Heimat reichten die Gesinnungsgenossen inmitten der deutschen Nachbarstämme die Hand, und wie auch die Parteigänger hüben und drüben an Naturlage, Charakter und Bildungsgrad verschieden waren: im Verdammen der politischen Zustände, im Gefühl ihrer Unerträglichkeit waren sie vollkommen einig. Nicht Oesterreich allein hatte Ursache über geistige Bevormundung und Erniedrigung zu seufzen, auch den übrigen Völkern deutscher Zunge war ein stattliches Theil des Elends zugemessen. Aber immerhin hatte Oesterreich noch seinen aparten Nebel, und was konnte nöthiger sein als die Bemühung, ihn zu zerstreuen, nun er schon das Athmen bedenklich erschwerte. Unsere Dichter trugen das Ihrige redlich dazu bei und wurden von den Brochurenschreibern und Zeitungscorrespondenten unterstützt, welche den Pressen in Hamburg und Leipzig reichlich Beschäftigung gaben. Wien führte mehrere Jahre den lyrischen Vorstreit, das nämliche Wien, das zugleich als der Ort berühmt und berüchtigt war, wo die irdischen Freuden am schönsten gedeihen. Dem

wirklichen Schmerz und Unwillen, den die jämmerlichen Verhältnisse in ernsten Männern erregen mußten, hatten sich erkünstelte Aufwallungen der Entrüstung und des Mißvergnügens gesellt. Wenn der reimlustige Dilettantismus früher den Mai und die Mädchen ohne Erbarmen heimgesucht hatte, so warf er sich jetzt unerbittlich auf das allgemeine Wohl und auf das Regiment des Absolutismus. — Das Bedürfnis nach dichterischen Tönen, die nicht mit der Zeitpoesie zusammenklingen, befriedigte Lenau, der in seelischen Lamentationen schwelgte, und für heitere Abwechslung sorgte Heine, der gerade sein anmuthigfreches Bären-Lied angestimmt hatte.

In dieser Epoche erschienen die ersten „Studien" von Adalbert Stifter, Naturbilder, Herzensmalereien, die sich nicht einmal entschuldigten, daß sie gerade in diesem Augenblicke beim Publikum vorsprachen. Die einleitenden Worte des Buches erbaten für dasselbe nicht erst bei den Forderungen der Zeit die Erlaubnis zum Eintritt in die Literatur, ließen auch nicht das leiseste Streiflicht auf diese Forderungen fallen, sondern begnügten sich mit einer bescheidenen Darlegung der Gründe, die den Verfasser zur Herausgabe der „Studien" bestimmt hatten und mit einer schlichten Hinweisung auf den Grad ihres etwaigen Werthes. Adalbert Stifter ignorirte die Bewegung der vierziger Jahre, wie der fleißige Ackersmann das Gewitter, das sich am Horizonte zusammenrichtet. Er hatte sich von der Bewegung nicht abgewendet, weil dies ein Zugewendet voraussetzen würde, sie hatte ihm nicht auffallen können, weil sein ganzes Wesen für solche Störungen unempfänglich war. Der Einklang in der eigenen Brust, der individuelle Friede war sein einziges Ziel, sein einziges Glück. Was hatte dies Ziel und dieses Glück, um das ausschließlich der Einzelne sich mühet, wovon die Menschheit nichts weiß und nichts wissen kann, mit den Streitigkeiten und Bestrebungen des Zeitalters, nun gar mit denen der vierziger Jahren zu schaffen! Wie sollten einen Dichter, der den ernstlichen Trübungen der Seele, den Erschütterungen des Gemüthes schon in der Betrachtung auswich, der seine Schilderung des menschlichen Herzens auf Umrisse und Andeutungen beschränkte, Erregungen, Entwicklungen und Wandlungen kümmern, die zu einer bestimmten Frist, in einem bestimmten öffentlichen Leben auftreten und sich vollziehen, um anderen ähnlichen oder entgegengesetzten wieder Platz zu machen! Der Contrast, den Stifter's „Studien" zur Zeit

und der Tendenzpoesie bildeten, war ein ungesuchter, unbefangener, durchaus nicht mit dem beabsichtigten, gewünschten verwandt, welchen Berthold Auerbach's Dorfgeschichten darstellen, deren Erstlinge ebenfalls in jene Tage fielen.

Dieser reine Contrast war es, der das Publikum in den „Studien" so lebhaft anmuthete, wie einst die nicht so lautere Idylle Bernardin St. Pierre's die Franzosen des ersten Kaiserreiches. Das feine Auge für das Detail in Feld und Wald fand rasch Verständnis; Anerkennung und Bewunderung ließen nicht auf sich warten und binnen kurzem schwärmten die Leute für den Malerpoeten. Selbst in Nord-Deutschland, wo die Tumultanten der neueren Literatur hausten, auf der einen Seite die Weltverbesserer der Jahrbücher, auf der anderen Seite die Halbdichter, die nach Rudolf Köpke ein zweifelhaftes Verdienst darein setzten, jung zu sein, selbst dort schenkte man Stifter lebhafte Theilnahme, hob man die poetischen und stylistischen Vorzüge unseres Autors hervor. Und was mehr bedeutet: das Publikum der Gegenwart hat das Urtheil der vierziger Jahre nicht umgestoßen und hält Stifter in Ehren, nachdem der Reiz der Neuheit längs stumpf geworden, nachdem die begünstigenden Umstände seines ersten Auftretens vergessen sind. Und die letzten seiner Produktionen waren doch gewiß nicht geeignet, den Ruhm ihres Autors zu erhöhen und die Einwände zu entkräften, welche vereinzelte Stimmen schon gegen die „Studien" und „Bunten Steine" erhoben hatten. Das beweist, daß in Stifter eine unzerstörbare Kraft wohnt und daß schon das Dauernde in ihm zu wirken anfängt. Den Kern seines Talents von dem vergänglichen Beiwerk zu befreien, ist nun die stille und unmerkliche Arbeit des idealen Geistes, der die Thorheiten und vorgefaßten Meinungen jeglichen Zeitalters besiegt und ausgleicht, sie mögen noch so zuversichtlich einherschreiten, noch so zukunftssicher mit dem Beifall Tausender sich brüsten. Und soll er sich auch an Stifter heranmachen, um diese Arbeit zu vollbringen; ein Rest wird bleiben, dem er nichts anhaben kann.

Adalbert Stifter.

a.

Dessen Kindheit.

Unser Maler-Poet ist bekanntlich im Markte Oberplan im Böhmerwalde und zwar am 23. Oktober 1805 geboren.

Das deutsche Völklein des Waldes ist gesunden Sinnes und voll poetischer Anlage; deutsche Sitte und Brauch hat sich in den abgeschlossenen Thälern mehr als irgendwo erhalten, und die Spinnstube weiß manch' artiges Liedchen zu singen, manch' sinnige Sage, manch' duftiges Mährchen zu erzählen.

Oberplan liegt inmitten des Flachsbodens des südlichen Böhmens, und es ist die Zeit noch nicht gar ferne, wo jedes der Häuser seinen eigenen Webstuhl hatte, und auch für diesen Strich Landes galt der alte Spruch:

„Selbst gesponnen, selbst gemacht,
Ist die beste Bauerntracht."

Adalbert's Vater war gelernter Leinweber und trieb einen kleinen Flachshandel nach dem alpinen Oberösterreich und bestellte nebstbei die kleine Landwirtschaft. Das Stifterhaus, wie wir es jetzt nennen, ist das 21. an der Zahl, im Marktheile „Ansbach" gelegen und wird mit dem ursprünglichen Hausnamen „beim Mathsel" bezeichnet.

Der Vater hieß „Johann", die Mutter „Magdalena", und war letztere eine geborne „Friepeß", die Großmutter väterlicherseits war „Ursula Kary aus Glöckelberg", eine lebendige Chronik und Dichtung, wie wir sie im „Haidedorf" begegnen, der Großvater hieß wie der weltberühmte Doktor und Heilkünstler in der „Mappe" —

„Augustinus", der Großvater mütterlicherseits „Franz Friepeß", dieser wohnte im sogenannten Jakschi-Hause C. Nr. 16.

Inmitten des waldhöhenumsäumten Thales, inmitten der Fülle von Naturschönheiten und poetisch angelegten Naturmenschen verlebte Stifter seine Kinderjahre und ward auch empfänglich für die Eindrücke der Natur: die Wiese, die Blumen, das Feld und seine Aehren, der Wald und seine unschuldigen Thierchen sind die ersten und natürlichsten Gespielen des Kinderherzens. „Ueberlasse den kleinen Engel nur seinem eigenen, inneren Gotte", sagt ja der Dichter selbst, „und halte blos die Dämonen ferne, und er wird sich wunderbar erziehen und vorbereiten. Dann, wenn das fruchtbare Herz hungert nach Wissen und Gefühlen, dann schließ ihm die Größe der Welt, des Menschen und Gottes auf."

Diesem Ausspruche treu war auch der Erziehungsgang des kleinen Adalbert, jenes „herrlichen Sohnes der Haide mit dem tiefbraunen Gesichtchen voll Güte und Klugheit."

Leider sind uns aus seiner früheren Kindheit nur einige dürftige Erinnerungen aufbewahrt.*) Bei Naturen, wie die Stifter's, welche nebst einer ungemeinen Empfänglichkeit für Eindrücke auch die Gabe lebendigen Bildens und Gestaltens empfangen haben, müßte sich uns da eine Poesie enthüllen, die uns mit dem Zauber eines ahnungsvollen Mährchens umfienge und gefangen hielte.

So plagte Adalbert als Knabe und auch später noch, wenn er in den Ferien nach Hause kam, die Mutter unzähligemale, ihm doch zu sagen, was es denn gewesen sei, was er als Bild unauslöschlich in der Seele trage. Er sei hoch oben gewesen und habe niedergeblickt auf eine unaussprechliche Herrlichkeit von Lichtern, Farben und Flammen; Gestalten in weißen und goldenen Gewändern seien hin- und hergewandelt und wundervolle Töne und Klänge in den Räumen geflossen. Aber immer vergeblich sann die Mutter, bis es ihr endlich einmal plötzlich einfiel, daß Adalbert sich der Auferstehungsfeier erinnere, zu der ihn Onkel Simon, als er noch nicht ganz ein Jahr alt war, in die Emporkirche mitgenommen hatte. Eine ähnliche Wunderwelt gieng für den Knaben aus dem unscheinbaren Worte „Schwarzbach"

*) Der größte Theil der biografischen Daten sind der den von Johannes Aprent herausgegebenen „Briefen" vorausgesandten biografischen Skizze entnommen.

hervor. So heißt ein fürstlich Schwarzenberg'sches Schloß in der Nähe von Oberplan, das er von Leuten, die dort zu thun hatten, öfter nennen hörte. Aber er übertrug den Klang des Wortes in das Reich des Sichtbaren und bald war es auf der Gasse seine Lieblingsbeschäftigung, aus Steinchen und Spännen Schwarzbach zu bauen. Wenn dann die Gänse an ihm vorüberschritten, oder ein Hund vorbei lief, so giengen sie nach Schwarzbach, und wenn der unheimliche, schwarze Geselle, der die Töpfe der Mutter mit dem künstlichen Drahtgitter umgab, vor der Thüre saß, so war auch dieser von Schwarzbach gekommen, und es war ihm immer, er selbst werde auch einmal nach Schwarzbach gehen und sehen, was für ein Ding das sei.

Ganz besonders anregend wirkte auf ihn die Großmutter Ursula. Sie wußte eine Unzahl von Sprüchen, erzählte Geschichten so voll von Wundern und so schön, daß sie gleich wieder von vorne anfangen mußte, wenn sie zu Ende war, und sang eine Menge der herrlichsten Lieder. Der Knabe wollte Alles wissen und fragte um Alles, und die Großmutter hatte für Alles eine Antwort, ein Bild, ein Gleichnis. Er konnte sich nicht satt sehen an dem blauen Himmel, und insbesondere betrachtete er die Abendröthe mit immer neuem Staunen und kindlich frischer Freude, aber auch da war es Frau Ursula, welche über das bloße Staunen hinweghalf und der Fantasie des Knaben Anregung und Befriedigung zugleich gab: Es seien die Kleider unserer lieben Frau, sagte sie, welche diese jeden Abend aushänge, und sie habe deren so viele.

Diese Frau Ursula war es auch, welche die erste Verkündigung von Stifter's dichterischen Begabung erhielt. Adalbert erzählte gerne, und man konnte ihm keine größere Freude machen, als ihm zu erzählen oder ihm zuzuhören. Als er nun lesen gelernt hatte, war es besonders die biblische Geschichte, welche ihn anzog. Einstmals, als er die Großmutter und noch eine andere Frau, da sie nach Glöckelberg giengen, dahin begleiten durfte, erzählte er die Geschichte vom egyptischen Josef so ausführlich und rührend, daß die Frau voll Verwunderung ausrief: „Ursula, ich sage dir, aus dem Buben spricht der heilige Geist selber!"

Wie der blaue Himmel und die Abendröthe, so waren Farben überhaupt für den Knaben eine unerschöpfliche Quelle des Vergnügens. Fand er eine Feder, ein glitzerndes Steinchen, einen grünen oder blauen

Glasscherben, so trug er den Schatz tagelang mit sich, hielt ihn gegen die Sonne, netzte und glättete ihn und gieng lächelnd unter den Kameraden herum, bis ihm endlich doch ein „ich hab' was" entfuhr. Sehr bald erregten auch die schönen Linien und Farben des großen heimatlichen Wälderzuges seine Aufmerksamkeit und legten in seinen lebhaften Natursinn das Gefühl für einfache und ruhige Größe.

Die Freude an der Schönheit der Dinge und den reinen Blick, welcher diese Schönheit überall findet — diese beiden höchsten Dichtergaben, die für die ersten Kinderjahre wohl jedem Menschen geschenkt sind, bewahrte sich Stifter für sein ganzes Leben, und sie bilden einen charakteristischen Zug seines Wesens. Darum war ihm nichts klein und niedrig; alles Wirkliche war und blieb ihm ein hohes, unbegreifliches Wunder. Damit verband sich aber schon früh der Trieb nach dem Erkennen des Zusammenhanges der Erscheinungen.

Woher der Wind komme, warum das Gras grün sei, wie Gott den Donner mache, mit diesen und ähnlichen Fragen verfolgte er wie ein nie ruhender Quälgeist seine Umgebung. Am leichtesten, aber keineswegs auf eine den Knaben befriedigende Weise zog sich der Knecht Simon aus der Sache, ein in den Legenden der Heiligen sehr bewanderter Mann, der alles durch Wunder erklärte. Schwerer fiel es dem Vater, wenn er eine natürliche Erklärungsweise versuchte. Am hilflosesten aber war die Mutter, der in der Regel schließlich nichts anderes übrig blieb, als ein: „Jetzt gehst und gibst einmal Ruh', du Grundschuhhiesel!"

---

b.

Adalbert's Lernzeit.

Mit dem sechsten Jahre begann für den Knaben die eigentliche Lernzeit. Der Schulmeister des Ortes, Josef Jenne, war ein ganz ausgezeichneter Mann, und Stifter gedachte seiner auch später bei jedem Anlasse mit dankbarer Verehrung. Anfangs war er schüchtern, doch machten ihn seine guten Fortschritte bald muthiger, zuweilen auch etwas übermüthig; aber ein ernstes Wort war hinreichend, ihn wieder in seine Schranken zu führen. In Oberplan war, wie auch heute

noch auf dem Lande, üblich, daß die aus größerer Entfernung kommenden Kinder über Mittag in der Schule bleiben, um den Weg Nachmittags nicht noch einmal machen zu müssen; sie verzehrten dann etwas, was ihnen die Aeltern mitgegeben hatten. Da geschah es denn einmal, daß Adalbert, als er Nachmittags zur Schule kam, einem Mädchen das Butterbrot, das dieses Mädchen eben zum Munde führte, aus der Hand schlug. Wie es dabei gewöhnlich geht, fiel das Brot mit der fetten Seite auf den Boden, was das Unbill für die Betroffene noch kränkender machte. Sie führte beim Lehrer Klage, und Adalbert wußte sich nur dadurch zu helfen, daß er sagte, es sei nicht wahr. Aber wahrscheinlich sagte sein Gesicht unverkennbar das Gegentheil, denn der Lehrer sprach ernst: „So, nicht wahr! das hätte ich von dir nie geglaubt, daß du lügst!" Diese Worte fielen ihm unsäglich schwer auf's Herz: „sie waren" sagte er einmal „der erste große Seelenschmerz, den ich empfand." Aber noch bedeutsamer wurde diese Begebenheit für ihn dadurch, daß ihm damals zum erstenmale der Sinn für männliche Würde und Schönheit aufgieng. Denn, wie der Lehrer so vor ihm stand, fast allwissend und streng, aber doch ruhig sein Urtheil sprechend, da fiel es dem Knaben auf, „wie schön und herrlich doch der Mann sei." Auch Musik wurde in der Schule getrieben. Adalbert lernte geigen und die Klarinette blasen, vor Allem aber singen. Er hatte eine Altstimme und ein vortreffliches Gehör, so daß ihm jede falsche Note bei Andern auffiel; doch sang er sehr häufig selbst falsch und wurde oft scharf genug zurechtgewiesen. Für den vortrefflichen Geist der Schule zeugt es, daß, als Adalbert in der zweiten Klasse war, der Schulmeister Haydn's Schöpfung zur Aufführung brachte, wobei er auch mitwirkte. Aus dieser Zeit noch stammt die hohe Verehrung, die Stifter sein ganzes Leben hindurch für dieses Tonwerk hegte. Seine naturwissenschaftlichen Studien begann er mit Raff's Naturgeschichte. Er erblickte einmal ein Buch auf dem Tische des Lehrers und ruhte nicht eher, als bis der Vater Herrn Jenne bat, dem Buben das Buch zu leihen, was dieser auch gerne that. Es wurde von vorn nach rückwärts und dann wieder von rückwärts nach vorn und immer wieder auf's Neue gelesen, und unbeschreiblich war die Freude des Knaben, als er bei dem ersten Maikäfer, dessen er jetzt habhaft wurde, sich überzeugt, daß er ein legitimer Maikäfer sei, weil sich alle Merkmale an ihm fanden, die Raff von einem solchen fordert.

Auch der Vater las gern, und so kam dem Jungen manches Buch in die Hände, das gerade nicht für ihn bestimmt war. So unter andern eine Erzählung, das „Brustbild," wo ein junger Graf, der gegen alle Schönheit unempfindlich bleibt, endlich an einer Quelle auf einer Wiese eine Jungfrau findet, schön „wie die Göttin der Blumen."

Dieses große Wort trug nun der Knabe grübelnd viele Wochen lang mit sich herum und bemühte sich herauszubringen, wie schön denn die Göttin der Blumen gewesen sei. Auch ein Trauerspiel, „Ludwig der Strenge", wurde gelesen und zwar Vorsicht halber im Taubenschlage; ja Adalbert wurde dabei selbst in die Handlung gezogen. Als er nämlich bis zum Ende vergebens gehofft hatte, daß Gott die offenbare Unschuld der Gemalin doch noch an den Tag bringen werde, kam er endlich ganz verwirrt in's Zimmer. „Hast gewiß wieder gerauft!" ließ ihn der Vater an*); und da er, jetzt auch selbst ein Opfer ungerechten Verdachtes, nichts antwortete, was ihm wieder als Verstocktheit gedeutet wurde, so mußte er knien und ohne Abendsuppe zu Bette gehen.

Sogar zu dichten begann er bereits in diesen Jahren. Er betrachtete nämlich schon als Kind, wie auch später immer, ein aufsteigendes Gewitter mit der größten Bewunderung, fürchtete sich aber auch ganz entsetzlich vor demselben. In dieser Bedrängnis fieng er an, Gewitter zu beschreiben, wobei er den Vortheil hatte, daß er sie außerordentlich bewundern konnte, ohne sich vor ihnen fürchten zu müßen. In einem ähnlichen Zwiespalte, wie mit den Gewittern, lebte er auch mit Gespenstern. Es bestand in Oberplan, wie auch anderwärts die Gewohnheit, daß einer der älteren und verläßlicheren Knaben Abends das Gebetläuten besorgte. Im Frühjahre und Herbste fiel es schon in die Zeit der Dämmerung, und da war es dann auch Adalbert, welcher sich regelmäßig vor dem Schulhause einstellte und den Lehrer um Uebertragung des Geschäftes bittend angieng. Mit einem großen Bund Schlüsseln, darunter den großen Kirchenthür-Schlüssel, gieng es nun zur Kirche. Er sperrte auf, stieg zuerst über eine steinerne Treppe zur

---

*) Soll manchmal vorgekommen sein; der Widerwille Adalbert's gegen jede Art Intrigue war so scharf ausgeprägt, daß er dem Spielgenossen, wenn dieser ihm auch nur ein unnützes Hölzchen stehlen wollte, sofort das Gesicht zerschlug.

Emporkirche, und dann über eine hölzerne in den Thurm. Alles das gieng noch so so. Aber mit dem Brummen der großen Glocke kam das Grauen immer stärker, und zuletzt vereinigte sich mit ihr zum Entsetzen auch noch die kleine. Doch jetzt war's aus, — der letzte Zug am Strange, unten sein und den Schlüssel einmal umdrehen, das alles war eins. Alles Andere geschah schon im ruhigeren Tempo, denn jetzt war er sicher. Triumphirend brachte er die Schlüssel zurück, um sie am nächsten Abend als Belohnung wieder zu empfangen.

Auf das Andringen des Schullehrers, welcher dem Vater vorstellte, Adalbert müsse studiren, er habe noch keinen so begabten Knaben in der Schule gehabt, wurde er zum Kaplan des Ortes in den lateinischen Vorunterricht gegeben. Aber dieser wollte bei ihm so wenig anschlagen, daß der geistliche Herr nach einigen Monaten erklärte, es sei Schade um jeden Groschen, der Junge sei gänzlich talentlos.

Ende November 1817 traf die Familie ein schweres Unglück. Der Vater war mit einer Ladung Flachs in Oberösterreich; er war am Morgen vom Wirtshause zwischen Wels und Lambach weggefahren, und eine halbe Stunde später fand man nicht weit davon den Wagen umgestürzt und unter diesem den Mann erschlagen. Ein Wirt aus der Gegend von Oberplan brachte die Kunde nach Hause.

Als die Mutter mit den Worten ins Zimmer stürzte: „Kinder, euer Vater ist todt, jetzt habt ihr Niemand, der für euch sorgt!" erhob sich der Großvater Augustin und sagte: „Versündige dich nicht, der Vater im Himmel stirbt nicht und der wird sorgen!"

Indeß war die Lage der Mutter traurig genug; nebst Adalbert waren noch vier Kinder da, die essen wollten, mancher Gulden, der im Geschäfte ausstand, mußte verloren gegeben werden, weil nichts Schriftliches da war, und manche Forderung, die man beglichen glaubte, wurde erhoben, so daß die arme Frau gar oft nicht aus und ein wußte. Was Adalbert betrifft, so schien es ihm im ersten Schmerz und aus Trotz gegen Gott das Beste, zu verhungern, welchem Vorsatze er auch wirklich treu blieb, bis ihm zu hungern anfieng. Dann aber schien es ihm doch besser, wieder zu essen, und wie sich bald zeigen wird, war dies auch wirklich das Bessere.

Denn als im folgenden Sommer (1818) der Großvater mütterlicher Seite, Franz Friepeß, nach Oberösterreich gieng, um die in Folge des Todes des Vaters nöthigen Geschäfts-Angelegenheiten zu treffen,

trat er den Tag vor der Abreise zur Mutter ins Zimmer und fragte: „Nun was ist's mit dem Studiren beim Adalbert?" „Damit ist's aus," antwortete sie; der Kaplan sagt ja, er hat kein Talent." Aber der Großvater entgegnete: „Der Bub ist findig wie ein Vogel und soll das Bischen Latein nicht lernen können! das glaub' ich nicht! Gib mir ihn nur mit!" So geschah es denn auch, und Adalbert kam mit dem Großvater nach Viechtwang, wo ein Neffe desselben, Bernhard Koch, Kaplan war. Der gab ein Schreiben an Professor Romuald in Kremsmünster, und dieser wies sie wieder an Pater Placidus Hall, der im nächsten Jahre die erste Grammatikalklasse bekommen würde. Dieser nahm nur mit dem anfangs äußerst verlegenen und befangenen Jungen ein Examen vor, welches sich aber zuletzt für ihn zu einem wahren Triumphe gestaltete. Der Herr Professor fragte also zuerst, woher Adalbert sei, und wie die Ortschaften in der Umgebung von Oberplan heißen, und die Antworten waren vollständig befriedigend. Er fragte dann um die Bäume und Sträucher, um Wässer und Berge der Heimat, und Adalbert nannte sie alle mit großer Genauigkeit. Und selbst, als er gefragt wurde, ob er den Wirt und den Fleischer und noch andere Leute im Orte kenne, ob sie Pferde und Hunde hielten, und wie diese heißen, selbst da stockte er nicht, sondern gab über Alles dies und noch über manches Andere, worüber er nicht gefragt worden war, ausführlichen Bescheid. Da erhob sich der Professor und sagte: „Nun, es ist schon gut, es wird schon gehen; bringt mir nur den Buben zu Allerheiligen wieder!" Zögernd nahm der Großvater seinen Hut, aber in der Thüre faßte er doch noch ein Herz, wandte sich um und bemerkte bedenklich: „Aber das Latein, Herr Professor!" dieser aber antwortete: „Nun da habt ihr mir ja selbst gesagt, daß er nichts weiß! Aber es wird schon gehen, bringt mir ihn nur gewiß!"

So war es denn entschieden, daß Adalbert studiren sollte. Der Kaplan versicherte zwar noch immer, es sei jeder Kreuzer hinausgeworfen; aber die Mutter richtete Wäsche und Kleider zusammen, und zu Allerheiligen befand sich Adalbert in Kremsmünster, mit noch vier oder fünf Andern in der Familie des Stiftsamtmannes Johann Mayer. Hier begann nun für ihn ein schönes, fröhlich bewegtes Leben, und wir begegnen in seinen Schriften mehrmals einer halbwehmüthigen Erinnerung an den Ort, wo sich ihm zuerst der Blick in eine reichere Welt, als die engbegrenzte seiner Kindheit, öffnete. Die ersten vierzehn

Tage war er freilich noch schüchtern und hölzern, aber das gab sich, und bei den lateinischen Aufgaben, welche wöchentlich am Freitag in der Schule, wie es schulmäßig hieß, pro calculo gemacht wurden, hatte er gewöhnlich keinen Fehler. Nur ein einziges Mal begegnete es ihm, daß er drei Böcke hatte. Aber mit feinem Takt verstand es der Professor, der den lebhaft strebenden Schüler liebgewonnen hatte, auch diesmal weise zu vermitteln. Während die Rangordnung der Leistungen sonst immer gleich am Montage bekannt gemacht wurde, verkündete er sie diesmal erst am Mittwoch Nachmittags, und Stifter mußte, da auch die Plätze nach den Leistungen angewiesen wurden, in die dritte Bank zurück. Hier blieb er jedoch nur über den Freitag (der Donnerstag war schulfrei); denn am Samstag schon verkündete der Professor, Stifter sei wieder der Erste. Doch war für diesen die Schmach eine so ungeheure und nach seiner Ueberzeugung stadt- und weltbekannte, daß er sich an jenem verhängnisvollen Nachmittage nicht getraute, bei der Portier-Liesel, die an der Klosterpforte mit Aepfeln, Birnen, Lebkuchen-Dragonern und ähnlichen nützlichen Gegenständen und Schulrequisiten einen einträglichen Handel trieb, vorüber zu gehen und lieber einen weiten Umweg durch den Klostergarten nahm.

Trotz des Eifers, mit dem sich Stifter den Studien ergab, wurde doch die schöne Literatur keineswegs vernachlässigt. Die Frau Stiftsamtmann war eine große Verehrerin und eifrige Förderin derselben und füllte die ganze Zeit, die ihr die Geschäfte des Haushaltes frei ließen, mit Lektüre aus. Es machte ihr große Freude, bei einem ihrer Schutzbefohlenen ein ähnliches Interesse wahrzunehmen, und sie machte es sich zur angenehmen Aufgabe, ihm dabei hilfreich die Hand zu bieten. So geschah es denn, daß Adalbert in kurzer Zeit die sämmtlichen Werke von Lafontaine, Spieß, Kramer und noch eine Menge anderer Ritter-, Räuber- und Gespenster-Geschichten gelesen hatte.

Auch mit Schillers Räubern wurde er in dieser Zeit bekannt, die, wie wohl bei jedem in diesem Alter, einen ungeheuern Eindruck auf ihn machten.

Als das Schuljahr um war, schnürte auch Stifter sein Bündel, um die ersten Ferien zu Hause zuzubringen. Er war erster Preisträger geworden, das Preisbuch wurde zuerst in feines, weißes, dann in stärkeres Papier geschlagen und wohlverschnürt, und so trug er es in der Hand von Kremsmünster bis nach Oberplan. Unweit des väter-

lichen Hauses sah er den Großvater Franz auf dem Felde arbeiten. Der junge Student, überzeugt, er habe jetzt ein ganz anderes Ansehen, und der Großvater kenne ihn sicher nicht mehr, gieng schweigend auf ihn zu und freute sich im Stillen der Ueberraschung des Alten. Aber dieser erhob nur den Kopf ein wenig und sagte: „Wart' ein Bischen, wir gehen gleich miteinander!“ Als jedoch das Prämium enthüllt war, bemächtigte er sich desselben, gieng damit von Haus zu Haus und machte allen Leuten bemerklich, wie Recht er gehabt habe.

Stifter absolvirte in Kremsmünster die sechs Gymnasial-Klassen und die zwei philosophischen Jahrgänge mit gleich gutem Erfolge. Es war eine schöne, freudenreiche Zeit. Die Lehrer liebten ihn, und ein großer Kreis von Freunden schloß sich an den offenen, zu jedem lustigen Streiche aufgelegten und immer dienstbereiten Jungen. Sein unwandelbarer Gönner, P. Placidus, wies ihm schon in der zweiten Klasse schwächere Schüler zu, um ihnen nachzuhelfen; so ward der Mutter die Sorge für den Unterhalt bald gänzlich abgenommen, und es blieb noch ein kleines Taschengeld für Extra-Auslagen. Die herrliche Gegend, die sich wie ein reizender Garten um die Abtei ausbreitet, im Süden die Alpenkette, welche Stifter von den Fenstern der Wohnung, die er in den letzten zwei Jahren inne hatte, übersehen konnte, und besonders die prachtvollen Gewitter, welche im Sommer dort aufsteigen, regten seinen lebhaften, empfänglichen Sinn mächtig an. Auch für das körperliche Gedeihen der Schüler wurde Sorge getragen, namentlich durch Unterricht im Schwimmen, und Stifter rechnete es sich noch in späteren Jahren zur Ehre an, einer der tüchtigsten und ausdauerndsten Schwimmer gewesen zu sein. Durch gute Musik, die in Kremsmünster damals, wie auch jetzt noch, eifrige Pflege fand, war für den edelsten Kunstgenuß gesorgt, und die Gemälde-Sammlung des Stiftes, welche er sich zugänglich zu machen wußte, zog ihn immer auf's Neue an. Auch mußte sich schon damals bei ihm entschiedenes Talent für das Zeichnen und Malen gezeigt haben. Denn der Lehrer ließ ihn, während alle seine Mitschüler schon längst zu Landschaften übergegangen waren, immer und immer nur Bäume zeichnen, und da er ihn bat, ihn doch auch eine Landschaft anfangen zu lassen, erhielt er die treffliche Antwort: „Du mußt etwas Tüchtiges lernen und nicht auf die Andern schauen; die können machen, was sie wollen, sie bringen es so wie so zu Nichts!“ In den späteren Studienjahren hat er dann auch wirklich eine große

Menge von Landschaften in Wasserfarben ausgeführt, aber sie sind sämmtlich verloren gegangen, oder von ihm selbst vernichtet worden. Diese Beschäftigung war ihm jedoch nicht als bloßer Zeitvertreib, sondern ein von seinem Wesen gefordertes Bildungsmittel. „Es war," sagt der junge Mann im Nachsommer (II. S. 42) „ein gewaltiger Reiz für das Herz, das Unnennbare, was in den Dingen vor mir lag, zu ergreifen, und je mehr ich nach dem Ergreifen strebte, desto schöner wurde auch dieses Unnennbare vor mir selber".

In den Humanitäts-Klassen (so hießen damals die zwei obersten des Gymnasiums) war P. Ignaz Reischl, ein ausgezeichneter Mann, Stifter's Lehrer. Unter seiner Leitung wurde genauere Bekanntschaft mit Schiller gemacht. Auch Göthe's „Hermann und Dorothea" und „Iphygenie" wurden gelesen. Daß es Meisterwerke seien, ahnte er schon damals und sprach es auch mit großer Entschiedenheit aus, obgleich er denen, die anderer Meinung waren, Nichts entgegen zu setzen wußte, aber sein ganzes Herz besaß doch Schiller.

Auch zu einer recht innigen Freundschaft mit den Alten kam es jetzt noch nicht; sie schienen ihm zu kalt und ruhig. Später änderte sich dies freilich, und dem gereiften Manne galten Göthe, Homer und Äschylos als die schönsten Sterne an dem Dichterhimmel.

Auch an Anregung zu eigenem Schaffen ließ es die Schule nicht fehlen. Gewöhnlich wurde die beste Arbeit vorgelesen, und es war immer die Stifter's. Nur ein einzigesmal kam ihm ein Anderer vor, und der Fall ist merkwürdig genug, um hier erzählt zu werden. Der Unterricht begann um 8 Uhr, um halb 8 Uhr war die Schulmesse, und eine Viertelstunde früher wurden die Lehrzimmer geöffnet. Da jedoch natürlich die Hausuhren mit der Klosteruhr nicht gleichen Schritt hielten, und die Schüler sich in kirchlichen Dingen nicht gern ein Versäumnis zu Schulden kommen ließen, so fanden sich die meisten schon um 7, ja um $^3/_4$ auf 7 und noch früher im Klosterhofe ein. Um die Zeit der sommerlichen Sonnenwende kam aber ein noch tiefer liegender Grund hinzu, nämlich die Kirschen, welche einige vortreffliche Mädchen der Umgebung hieher brachten, so daß sich zwischen diesen und den Herren Studenten sehr lebhafte kommerzielle Beziehungen entwickelten.

Stifter hatte sich nun eines Tages besonders früh hier eingefunden. Der nächste Ankömmling war ein Verzweifelnder. Ein Thema war in Jamben zu bearbeiten, aber trotz der vorgeschriebenen vier Füße wollte

das Ding nicht gehen. So bedrängt wendet er sich an Stifter; wenn er ihm aus der Klemme helfe, werde er ihm ewig dankbar sein.

„Ja, das läßt sich nur so hinschreiben," meint dieser: „ich bin gestern schier den ganzen Tag über meiner Arbeit gesessen, und jetzt ist's gleich sieben." „Nun, was das Abschreiben betrifft," erwiederte der Andere, „die erste Stunde haben wir Religion, da geht es leicht, wenn du mir's nur machst." „Na," sagt Stifter, „ich probir's halt, muß halt recht einfach werden." Und so setzte er sich auf die Thürstufe und machte die Jamben. Am nächsten Tage, wie der Professor mit dem Pack Aufgaben in der Hand in die Klasse kommt, lächelt er und sagt bedenklich: „Schaut, diesmal ist der Träger der Erste! der Stifter hat mir ein Bischen zu viel gekünstelt!" Es war die letzte Vormittagsstunde, und nachdem das Schlußgebet gesprochen war, drängte der Schwarm gleich hinter dem Professor zur Thür hinaus. Aber am Hofe wendet sich dieser um, winkt mit dem Finger und ruft: „Stifter! Träger!" So folgen ihm denn die Beiden auf sein Zimmer. Hier stellte er sich vor sie hin und sagte langsam: „Also Träger, du bist heute der Erste!" Und nach einer Pause fährt er fort: „Soll nicht sein! — Ist nicht in der Ordnung! — Will die Sache aber auf sich beruhen lassen. — Wissen's ohnehin alle Andern auch! — Jetzt geht!"

Einmal gab Professor Reischl das auf die Gründung Kremsmünsters sich beziehende Thema: „Das Freudenfest am Trauer-Denkmale" in Jamben zu bearbeiten. Stifter's Arbeit war die beste. Sie hatte als Motto den Spruch des Egesippus: „Dulce est, inter majorum versari hapitacula et veterum dicta factaque recensere memoria," denselben, welchen er später der „Mappe" vorsetzte.

In den philosophischen Jahrgängen begann Stifter auch aus eigenem inneren Antriebe zu dichten, aber er hielt es so geheim, daß keiner seiner Freunde oder Lehrer etwas davon erfuhr. Es sind nur wenige Zeilen aus jener Zeit erhalten und diese in den Händen eines Studiengenossen und Landsmannes Stifter. Stifter ahnte damals gewiß nicht, welche bedeutende Stelle er einst in unserer Literatur einnehmen werde.

Er nannte aber die Zeit, die er in Kremsmünster zubrachte, seine glückliche; sie war auch die entscheidende für sein Leben. In naturnahen und sittlich geordneten Verhältnissen hatte sich die Kinderseele entfaltet, zu fröhlicher Thätigkeit ward die begreifende Seele unter dem Schirme

eines Klosters herangerufen. Frömmigkeit und wissenschaftlicher Eifer, ehrliche Pflichterfüllung und Nachsicht gegen läßliche Sünden sah der junge Mensch in Kremsmünster mit einander gepaart, und an diesem Anblicke kräftigte sich das ihm eigene Billigkeitsgefühl, schärfte sich der ihm angeborene Sinn für Ausgleichung für Maß und Schicklichkeit.

Tüchtig zur Universität vorbereitet, gieng Adalbert Stifter im Jahre 1826 nach Wien. Um Beamter zu werden, studirte er Jura, aber Mathematik und Naturwissenschaften, die er unter Ettingshausen, Baumgartner und Littrow ernstlich betrieb, zogen ihn allmälig stärker in den Bannkreis.

Gleichgesinnte Freunde sorgten für geselliges Leben, das Burgtheater, Concerte und der Besuch der Bilder- und Kunstsammlungen boten Genüsse der edelsten Art. In seine Lieblingslektür wurde u. a. auch Jean Paul aufgenommen.

Seinen Lebensunterhalt bestritt er von dem Honorar für Privatunterricht. Da er in angesehenen Häusern Zutritt hatte, so knüpften sich bald Beziehungen zu einflußreichen Personen an, welche seine Anlagen schätzten, und denen der vornehme Zuschnitt seines Wesens behagte. Aber äußere Vortheile erwuchsen ihm daraus nicht.

---

c.

Wie Stifter Schriftsteller wird.

Als Stifter die Universität hinter sich hatte, hoffte er, eine ihm bereits zugesagte Assistentenstelle der Fisik zu erhalten. Doch wurde ihm jemand, der erst vor kurzem die filosofischen Jahrgänge absolvirt hatte, vorgezogen. Ein Jahr später hoffte er wieder durch den Einfluß des Grafen Colloredo, in dessen Hause er Lehrer war, die Kanzel für Fisik, Chemie und Forstbotanik in Mariabrunn zu erlangen, aber auch diese Hoffnung schlug fehl. Gleichwohl hatte er den Muth — Fanni war indeß die Gattin eines rechtlichen und ehrenhaften Mannes geworden und war bereits todt — blos auf die Möglichkeit hin, diese Stelle zu erreichen, sich einen Haushalt zu gründen; auf einem Haus-

balle hatte er ein sehr schönes Mädchen kennen gelernt, Amalie Mohaupt, die Tochter eines in Ungarn lebenden Artillerie-Offiziers, und sie am 15. November 1837 geheiratet. Die anzuhoffende Erbschaft blieb aus, und es galt, sich nur immer mit Lektioniren durchzuschlagen. Die schlimmste Zeit gieng vorüber, und bald kam dem Erwerb das Dichtertalent zu Hilfe.

Es war ein herrlicher Frühlingsmorgen des Jahres 1840, als Stifter in den schattigen Gängen des Schwarzenberggartens auf der Wieden auf- und abgieng, einige Blätter Papier in der Hand, schreibend und sinnend. Er machte dann noch einen Besuch bei der Baronin Mink.

Hier zog ihm die Tochter Ida eine Rolle, für welche die Rocktasche nicht tief genug war, unvermerkt aus derselben und hielt das Papier, nachdem sie eine Weile darin gelesen hatte, mit den Worten: „Mama, der Stifter ist ein heimlicher Dichter; hier fliegt ein Mädchen in die Luft!" der Mutter vor. Stifter mußte das Ding vorlesen, und die Frau Baronin entschied kurzweg, dazu müße ein Anfang und ein Ende gemacht werden, und Witthauer (der Redakteur der damaligen Wiener Zeitschrift) müße es drucken. Das Alles geschah dann auch wirklich. Witthauer dankte, schickte das Honorar und bat um neue Beiträge.

Im Sommer desselben Jahres kam Graf Johann Majláth, der damals das Taschenbuch „Iris" herausgab, in großer Verlegenheit zu Stifter.

Eine Erzählung, auf die man gerechnet hatte, war ausgeblieben oder von der Zensur beanständet worden, kurz, man brauchte etwas, und Stifter wurde gefragt, ob er nichts fertig habe. Er antwortet: Nein. Dann aber erinnert er sich plötzlich, im Schreibtisch liege doch etwas: eine Erzählung, die er im Winter krank im Bette mit Bleistift flüchtig auf das Papier geworfen hatte. Der Schreibtisch wird geöffnet, und die Erzählung hervorgezogen. Aber sie hatte keinen Titel, nur jedes Kapitel trägt den Namen einer Feldblume als Ueberschrift. „Nun, so sind es Feldblumen," sagte Majláth, und als solche kamen sie in die Iris. Von da an erschienen in rascher Folge nach und nach in der „Wiener Zeitschrift", in der „Iris", im „Novellen-Almanach" und in anderen Zeitschriften die Erzählungen „das Haidedorf", „Abdias", „der Hochwald", „die Mappe", „die Narrenburg" und

andere, die alle durch Wahrheit und Tiefe der Empfindung und ein, auch die leisesten und zartesten Regungen erfassendes Naturgefühl, allgemeines Aufsehen und die höchste Bewunderung erregten. So war Stifter aus einem heimlichen ein offenbarer Dichter geworden.

---

d.

Der Schulrath Stifter.

Schon als Student in Kremsmünster und Wien und auch später unterrichtete Stifter selbst, und er würde sich dem Lehrstande vollends gewidmet haben, hätten nicht die Unruhen des Jahres 1848 inzwischen so manches anders gemacht. Obwohl Stifter die ersten Bewegungen jener Zeit mit großer, unverholener Freude begrüßt hatte, so entsprach aber der Verlauf seinen Hoffnungen und Erwartungen nicht. Denn er war nicht der Mann der Gewalt, sondern der ruhigen Einsicht, und als Partei und Massen mit der Kraft elementarer Mächte zu wirken anfiengen, wie Männer, die ihm doch sonst als ruhig und verständig erschienen waren, ja sogar nahe Freunde sich dem wilden Strome überließen, stand er mit seiner Vernunft allein da. Eine düstere verzweifelnde Stimmung bemächtigte sich seiner, er verließ Wien, das er so sehr liebte, und gieng nach Linz, um dort seinen bleibenden Wohnsitz zu nehmen. Und wie sich in Zeiten innerer Wirrsal eine äußere, auf die Erfüllung eines bestimmt abgegrenzten Pflichtenkreises gerichtete Berufsthätigkeit immer wohlthätig erweist, so leitete auch Stifter's gesunde Natur ihn jetzt zu einer solchen hin.

Bildung, Unterricht — das war das Feld, auf welchem er sich stark fühlte, und daß hier etwas Gründliches geschehe, davon hieng nach seiner Meinung geradezu Alles ab. Auf diesem Felde wollte er arbeiten.

„Es erzeugte sich in mir eine krankhafte Sehnsucht, (schreibt er an seinen Verleger), die da sagt: Lasset die Kleinen zu mir kommen! denn durch die, wenn der Staat ihre Erziehung und Menschwerdung in erleuchtete Hände legt, kann allein die Vernunft, die Freiheit gegründet werden, sonst ewig nie!" Und die Zeit, welche ihm so tiefe

Wunden geschlagen hatte, brachte ihm wenigstens in dieser einen Hinsicht das Gewünschte. Schon im Spätherbst 1848 hatte man bei ihm brieflich angefragt, ob er nicht geneigt wäre, in das Unterrichts-Ministerium zu treten, Stifter gab die Antwort, er könne sich darüber nicht aussprechen, so lange er nicht die Art und den Umfang der Geschäfte kenne, die er übernehmen solle. Damit war es zwar für diesmal abgethan, aber im November des folgenden Jahres schrieb Ministerialrath Exner abermals im Auftrage des Ministers Thun und trug ihm die Stelle des Schulrathes und Inspektors der Gymnasien für Wien und Unterösterreich an. Er dankte, erklärte aber, die Inspektion der Volksschulen in Oberösterreich wäre ihm lieber. Diesen Posten bekam er denn auch wirklich; doch zog sich die Sache noch bis zum Juni 1850 hin.

Das Amt, das er nun verwalten sollte, schien in der That Raum für ein tiefgreifendes Wirken zu geben, und wie eigens für ihn gemacht. Der Schulrath hatte bei der obersten politischen Landesstelle die Interessen der Schule zu vertreten, er hatte die sämmtlichen Volksschulen des Landes zu überwachen, sich von Zeit zu Zeit persönlich von dem Zustande derselben zu überzeugen, Bericht zu erstatten und Vorschläge zu machen, um Mängel und Unzukömmlichkeiten abzustellen.

Stifter faßte die Sache mit Ernst und Eifer an.

Zunächst wandte er seine Aufmerksamkeit den äußeren Bedingungen zu, von denen der Unterrichtserfolg zum großen Theile abhängt. Zu diesen gehörten insbesondere auch die Schulhäuser, die sich bei seinem Amtsantritte mitunter in einem wahrhaft kläglichen Zustande befanden.

Zur Veranschaulichung möge eine Stelle dienen, die einer von ihm angefangenen Schrift über die Volksschule entnommen ist. Er schreibt dort: „In Niederthalheim bei Schwannenstadt fand ich ein hölzernes Schulhaus. Die Wände hatten durch und durch Löcher so groß wie ein Kopf. Die Lehrerfrau stopfte sie mit Werg zu. An den Balken konnte man mit den Fingern den Holzmoder herabrieseln machen. Das Dach war ein Bretterdach und mit Steinen beschwert, aber es machte buchstäblich den verworrenen Eindruck, als hätte einer auf einem großen Wagen Bretter und Steine geführt und hier umgeworfen. Bei jedem stärkeren Regen mußten die Kinder Bücher und Papiere unter der Bank halten, daß sie nicht naß würden; das Wasser rann auf dem Boden dahin."

Unter solchen Verhältnissen konnte es ihm nicht an Arbeit fehlen. Glücklicher Weise war der Statthalter von derselben Liebe zur Schule, wie er selbst beseelt, und so schritt man rüstig an's Werk, bei dem auch der damalige Referent in Schulsachen, Statthaltereirath Fritsch, ein wissenschaftlich äußerst gebildeter Mann, mit Verständnis und Eifer zur Seite stand.

Ueber das Schulhaus, das oben geschildert wurde, waren durch zwanzig Jahre Verhandlungen gepflogen worden; jetzt kamen sie endlich zum Abschluß, und ein Neubau wurde aufgeführt. So geschah es auch anderwärts, und Stifter's persönlicher Einfluß bewirkte, daß manche Gemeinde aus freien Stücken größer und stattlicher baute, als die gesetzlichen Bestimmungen es verlangten. „Wäre es nur noch ein paar Jahre so fortgegangen", sagt er in der oben angeführten Schrift, „so wäre in ganz Oberösterreich kein einziges unzulängliches Schulhaus mehr gewesen."

Wie er überhaupt über Volksbildung dachte, zeigte sich deutlich in der folgenden Stelle: „Ich habe", erzählt er, „einmal zu dem jetzt verstorbenen Fürsten Metternich*) gesagt, der Landschulmeister ist eine der wichtigsten Personen im Staate." Wir sprachen weiter über die Sache, der Fürst stimmte bei und fragte mich endlich: „Aber woher wollen Sie das Geld zur Ausführung Ihrer Pläne nehmen?" Ich erwiderte: „Das weiß ich nicht, aber das weiß ich, daß die Staaten, um mit all' den Schaden zurechtzukommen, die aus unzulänglicher Volkserziehung entspringen, mehr Geld ausgeben, als wenn gleich die Volkserziehung recht eingerichtet würde. Den Entgang an Blüte und Macht haben sie noch obendrein. Wer die Bestimmung der Menschheit auf dieser Erde nicht in einen ewigen blinden Wechsel von Tugend und Laster, von Recht und Gewalt, von Emporsteigen und Niedersinken setzt, sondern wer glaubt, daß sie sich entwickeln solle, wie Alles sich entwickelt, der wird überzeugt sein, daß einer der wichtigsten Faktoren in dieser Entwicklung, die Volkserziehung, nicht auf demselben Punkte beharren könne und unausgesetzt die höchste Beachtung der Staatsmänner verdiene." Und am 26. April 1849 schreibt er an seinen Freund Türk: „Ich habe oft Tage, wo mir das Herz

*) Dessen Sohn Richard er mehrere Jahre in Mathematik und Fisik unterrichtete.

brechen möchte. Jetzt nimmt man allerlei Anläufe, aber das oberste Prinzip steht noch nirgends fest, daß nämlich Erziehung die erste und heiligste Pflicht des Staates ist, denn darum haben wir ja den Staat, daß wir in ihm Menschen seien, und darum muß er uns zu Menschen machen, daß er Staatsbürger habe und ein Staat sei, keine Strafanstalt, in der man immer Kanonen braucht, daß die wilden Thiere nicht losbrechen."

Daß ein Mann wie Stifter seine Aufgabe von einem höheren als dem gewöhnlichen Beamtenstandpunkte auffassen mußte, ist klar. „Meine Pläne sind nicht flicken", schreibt er an Heckenast (6. März 1849), „sondern organisch belebend und beseelend zu erzeugen. . . . Unter einem Minister arbeiten, der die Weite und Größe rein menschlichen Blickes hätte, der mit einfacher Formel die große Menschheit zusammenfaßt und sie als Endziel der einzelnen Strebungen hinstellt, welche Seligkeit! Um einen solchen Mann dann die beigearteten Kräfte gruppirt, daß sie ihn begriffen und die Theile ausfüllten, welch' ein Bild!"

Als eine solche Kraft zu wirken, dazu aber war gerade er, wie wenige geeignet. Er besaß nicht nur ein ausgebreitetes Wissen, wie es sich in solcher Vereinigung nicht gar häufig zusammenfindet; er hatte auch jenen tiefen Blick des Erziehers, der die fisische Entwicklung als einen Naturprozeß auffaßt, der zwar an Großartigkeit alle uns sonst bekannten weit übertrifft, aber doch auch bestimmten, feststehenden Gesetzen unterworfen ist, so daß der Mensch, wo er voll und wahrhaft zur Erscheinung kommt, stets als das Produkt aller seiner Verhältnisse sich kundgibt, wobei allerdings er selbst als der erste und bedeutendste Faktor mitzählt.

Er hat diesen Gedanken in künstlerischer Form, aber mit der vollkommensten Klarheit in den „bunten Steinen" in der Erzählung „Katzensilber" tiefer und breiter angelegt, aber im „Nachsommer" ausgesprochen; doch tritt er auch in den „Studien" schon unverkennbar zu Tage, denn eben dieses, daß seine Menschen nirgends willkürlich als bloße Staffage in irgend welche Naturverhältnisse gestellt sind, sondern daß sie aus diesen Naturverhältnissen emporwachsen, so daß die Schwestern im „Hochwald" nur die schönsten Blumen des Waldes, der Bube im „Haidedorf" das edelste Erzeugnis der Haide ist; das

eben gibt diesen Erzählungen jenes schöne Zusammenstimmen, das den Leser in so hohem Grade beruhigt und befriedigt, darum war Stifter der entschiedenste Feind aller jener kleinlichen Vorschriften, die alles regeln und lenken wollen.

„Die Natur erzieht und bildet den Menschen nicht durch Maßregeln", sagte er oft, „und wenn der Staat Menschen erziehen will, so kann er es auch nicht durch Maßregeln, sondern nur durch Menschen, die schon etwas sind; dann muß er sie aber auch etwas gelten lassen." Mit solchen Ansichten war er in den Staatsdienst getreten, und er hielt eine Zeit lang an dem Glauben fest, daß es höchstens einer vernunftgemäßen Darlegung bedürfe, um ihnen, wenigstens in den Kreisen, in welchen er zu wirken hatte, überall zur Anerkennung zu verhelfen, sie selbst zu verleugnen, lag seiner Meinung nach ganz außerhalb der Gränzen des Möglichen.

Im Jahre 1851 wurde in Linz eine Realschule gegründet. Die Freude, die er darüber empfand, war wohl die größte, die ihm während seiner Amtsführung zu Theil wurde. Er war schon vor seinem Eintritte in's Amt unter dem Statthalter Fischer als Vertrauensmann den in Betreff der Errichtung dieser Anstalt geführten Verhandlungen beigezogen worden, und das Gedeihen des neuen Institutes, über das er als Organ der Regierung die Aufsicht zu führen hatte, lag ihm sehr am Herzen. Allein die Hoffnungen, die er auf dasselbe gesetzt hatte, giengen nicht in Erfüllung. Auch hinsichtlich der Volksschulen schwanden sie von Jahr zu Jahr, so daß er endlich allen Muth verlor. Was in der ersten Zeit seiner Amtsthätigkeit für Herstellung entsprechender Schulräumlichkeiten geschah, gibt Zeugnis von der Energie, mit welcher er an seine Aufgabe gieng, und dem Umfange, in welchem er sie zu lösen gedachte. Als es sich aber dann um die eigentlichen inneren Fragen der Schule handelte, stieß er auf einen Widerstand, der nicht zu brechen war. Er mußte es jetzt noch einmal erfahren, daß die Vernunft eigentlich doch nur wieder auf die Vernunft zu wirken vermöge, daß aber in den menschlichen Dingen, wie sie nun einmal sind, außer ihr noch ganz andere Kräfte den jedesmaligen Erfolg mitbestimmend in's Spiel kommen. Beschränktheit, Starrsinn und Leidenschaftlichkeit vereitelten seine besten Absichten, seine Berichte und Vorschläge wurden unbeachtet bei Seite gelegt, und er sah sich zu-

letzt einzig darauf angewiesen, „Maßregeln" zur Ausführung zu bringen, ein Geschäft, zu dem er doch eigentlich am wenigsten geschickt war. So ward ihm das Amt eine drückende Last; seine Briefe sind voll der bittersten Klagen und der schwersten Anklagen, und immer drängender wird der Ruf nach Erlösung.

„Freiheit von amtlicher Zwangsarbeit wäre mir das ersehnteste Labsal," schreibt er an Heckenast (24. August 1859); „Zwangsarbeit aber nenne ich es, wenn ich klar Wahres verläugnen, dem Gegentheil mich schweigend fügen und es fördern muß."

Die meiste Anerkennung und das willigste Entgegenkommen fand er noch beim Lehrstande selbst, und dies entschädigte ihn für manche Unbill, die er von anderer Seite erfahren mußte. —

Von Jahr zu Jahr stieg nun die Sehnsucht in Stifter: von diesem Amte wieder erlöst zu werden. In dem freudlosen Raume seiner Amtsstube, in der geistigen Oede der Provinzstadt lebte er fort. Mit der Verkümmerung der Schulrathstelle jedoch war es nicht abgethan: Demüthigungen und Verletzungen anderer Art noch wurden ihm bescheert. Als er im Vereine mit Aprent sein Lesebuch für Mittelschulen vollendet und zur Herausgabe vorbereitet hatte, ein Lesebuch, das durch Stifters wählende, feine Hand gruppirt worden, da verwarf das Unterrichtsministerium Leo Thun dieses Buch, weil es nicht im katholischen Geiste redigirt sei, und untersagte den Gebrauch desselben in ganz Oesterreich, sogar in derjenigen Realschule, wo Aprent lehrte, und Stifter als Schulrath die Aufsicht führte. Der gemeine Standpunkt vieler Professoren, welche Gutachten abzugeben hatten, fiel mit den Grundsätzen geistiger Dürftigkeit im Unterrichtsministerium zusammen. Was galt dort die Hebung der Volksbildung, was die Bedeutung Stifters! Der Vertrag mit Rom war der oberste Zweck, und in der Berufung des frömmelnden Oskar von Redwitz an die Wiener Universität, wo der Dichter der Amaranth sich denkwürdig blamirte, hatte der Unterrichtsminister der Ehrfurcht vor der Literatur eine Abschlagszahlung ein für allemal geleistet.

Dem tief religiösen Stifter, welcher vom kirchlich zubereiteten Christenthume zu viel in sich hatte, dem Oesterreicher mit Leib und Seele, dem durchgebildeten Volkserzieher, dem tüchtigen Schulmanne, widerfuhr solch ein Schimpf, solch eine Zurücksetzung und Mißachtung.

Wahrlich das Epigramm Grillparzer's hatte den Nagel auf den Kopf getroffen:

Hört ihr Leute, laßt euch sagen:
Der Kultus hat den Unterricht erschlagen!

1855 war Stifters Lesebuch beseitigt worden, während das schauerliche Traktätlein des Herrn Ritter von Heufler, Beamten im Unterrichtsministerium, betitelt: Der getreue Unterthan, ein Katechismus menschenentwürdigender Unterwürfigkeit, in alle Schulhäuser auf dem Lande sich einschlich. 1856 ließ der Minister, ohne einen Grund anzugeben, dem Schulrathe Adalbert Stifter die Inspektion der Realschule abnehmen. Es waren Zerwürfnisse zwischen Direktion und Lehrkörper ausgebrochen, und wahrscheinlich glaubte der Graf Leo Thun, daß Stifter hierin etwas verschuldet habe.

Bitter gekränkt schreibt dieser an Heckenast: Fünf Jahre habe ich ohne Entgelt für die Realschule nach besten Kräften gesorgt (mein nächster Chef, unser Statthalter, hat es sehr warm anerkannt) und im sechsten wird mir die Inspektion abgenommen. Weniger die persönliche Kränkung, vielmehr der Gedanke, daß man so schnell und so leichthin in der wichtigen Sache des Unterrichtes verfährt, ist tief in meine Seele gedrungen . . . Ist es möglich, daß man mit Adalbert Stifter so verfährt, setzt der Leser hinzu! —

Was Wunder, daß ihm die Schulrathsarbeit eine freudlose Bürde werden mußte.

Im Jahre 1865 ward er endlich seiner ämtlichen Ketten los und ledig; er wurde in den Ruhestand versetzt und ihm der Hofrathstitel verliehen.

---

e.

Stifter's Werke.

Der werthvolle Schatz, womit Stifter die schöne deutsche Literatur bereicherte, ist in folgenden Worten hinterlassen.

Die „Studien." Sie enthalten in drei Bänden folgende Erzählungen: Der Condor, — Feldblumen, — das Haidedorf, — der Hochwald, — die Narrenburg, — die

Mappe meines Urgroßvaters, — Abdias, — das alte Siegel, — Brigitta, — der Hagestolz, — der Waldsteig, — zwei Schwestern, — der beschriebene Tännling.

In der Widmung an seinen Bruder Anton sagt der Dichter: „Wenn ich vor Dir sterbe, so lese noch manchmal in diesen Zeilen und denke, daß es mein ganzes Herz ist, daß es alle meine Gesinnungen sind, was in diesem Buche niedergelegt, ..." „Du wirst in Haidedorf schöne älterliche und kindliche Gefühle finden. Es war meine Mutter und mein Vater, die mir bei der Dichtung dieses Werkes vorschwebten, und alle Liebe, welche nur so treuherzig auf dem Lande und unter armen Menschen zu finden ist, wie sie im Haidedorf geschildert sind, alle diese Liebe liegt in der kleinen Erzählung. — Es ist ein Mann, der aus Liebe zur Dichtkunst die Liebe seiner Braut opferte und in dem glücklich war, was ihm Gott verliehen und in dem, daß er bei den Ältern ist."

„Bunte Steine." Sie enthalten in zwei Bänden fünf Erzählungen, die folgende Namen tragen: Granit, — Kalkstein, — Turmalin, — Bergkrystall, — Katzensilber, — Bergmilch. — Wie sie zu diesen Namen gekommen sind?

„Als Knabe, trug ich," erzählt Stifter, „außer Ruthen, Gesträuchen und Blüten, die mich ergötzten, auch noch andere Dinge nach Hause, die mich fast noch mehr freuten, weil sie nicht so schnell Farbe und Bestand verloren, wie die Pflanzen, nämlich allerlei Steine und Erddinge. Auf Feldern, an Rainen, auf Haiden und Hutweiden, ja sogar auf Wiesen, auf denen doch nur das hohe Gras steht, liegen die mannigfaltigsten dieser Dinge umher. Da ich nun viel im Freien herum schweifen durfte, konnte es nicht fehlen, daß ich bald die Plätze entdeckte, auf denen die Dinge zu treffen waren, und daß ich die, welche ich fand, mit nach Hause nahm.

Da ist an dem Wege, der von Oberplan nach Hossenreuth führt, ein geräumiges Stück Rasen, welches in die Felder hineingeht und mit einer Mauer aus losen Steinen eingefaßt ist. In diesen Steinen stecken kleine Blättchen, die wie Silber und Diamanten funkeln, und die man mit einem Messer oder mit einer Ahle herausbrechen kann. Wir Kinder hießen die Blättchen Katzensilber und hatten eine sehr große Freude an ihnen.

Auf dem Berglein des Altrichters befindet sich ein Stein, der so fein und weich ist, daß man ihn mit einem Messer schneiden kann. Die Bewohner unserer Gegend nennen ihn Taufstein. Ich machte Täfelchen, Würfel, Ringe und Petschafte aus dem Steine, bis mir ein Mann, der Uhren, Barometer und Stammbäume verfertigte und Bilder lackirte, zeigte, daß man den Stein mit einem zarten Firnisse anstreichen müße, und daß dann die schönsten blauen, grünen und röthlichen Linien zum Vorschein kämen.

Wenn ich Zeit hatte, legte ich meine Schätze in eine Reihe, betrachtete sie und hatte mein Vergnügen an ihnen. Besonders hatte die Verwunderung kein Ende, wenn es auf einem Steine so geheimnisvoll glänzte und leuchtete und äugelte, daß man es gar nicht ergründen konnte, woher denn das käme. Freilich war manchmal ein Stück Glas darunter, das ich auf den Feldern gefunden hatte, und das in allerlei Regenbogenfarben schimmerte. Wenn sie dann sagten, das sei ja nur Glas, und noch dazu ein verwitterndes, wodurch es eben diese schimmernden Farben erhalten habe, so dachte ich: Ei, wenn es auch nur ein Glas ist, so hat es doch die schönen Farben, und es ist zu staunen, wie es in der kühlen, feuchten Erde diese Farben empfangen konnte, und ich ließ es unter den Steinen liegen.

Dieser Sammelgeist nun ist noch immer nicht von mir gewichen. Nicht nur trage ich noch heut zu Tage buchstäblich Steine in der Tasche nach Hause, um sie zu zeichnen oder zu malen und ihre Abbilder dann weiter zu verwenden, sondern ich lege ja auch hier eine Sammlung von allerlei Spielereien und Kram für die Jugend an, an dem sie eine Freude haben, und den sie sich zur Beachtung zurecht richten möge. Freilich müßen meine jungen Freunde zu dieser Sammlung bedeutend älter sein als ich, da ich mir meine seltsamen Feldsteine zur Ergetzung nach Hause trug. Es wird der Fall nicht eintreten, daß ein Juwel in der Sammlung sei, so wie kaum die Gefahr vorhanden ist, daß ich unter meinen Steinen einstens, etwa einen ungeschliffenen Diamant oder Rubin gehabt habe, und ohne mein Wissen unermeßlich reich gewesen sei. Wenn aber manches Glasstück unter diesen Dingen ist, so bitte ich meine Freunde, zu denken, wie ich bei meinem Glase gedacht habe: es hat doch allerlei Farben, und mag bei den Steinen belassen bleiben. . . . .

. . . .

Betrachten wir die Mehrzahl dieser Erzählungen, so dringt sich uns die Wahrnehmung auf, daß sie zwischen Gemälde und epischer Darstellung die Mitte halten. Die Bezeichnung „Studien“ ist der Aushilfsname für eine Mischform, wie Lebensbild oder dramatisches Gedicht. Im Durchschnitt beschreiben sie alle denselben Bogen der Schilderung. Für's Erste wird der Schauplatz gemalt, breit, behäbig, mit ziemlicher Genauigkeit; wie die Höhenzüge laufen, wie die Thäler abfallen, wie der Baumschlag wechselt, zuweilen auch, z. B. im beschriebenen Tännling, was für eine Sage sich an eine gewisse Stelle knüpft, wie die Sage entstanden und wie die Stelle selbst beschaffen ist. Dann beginnt die Geschichte. Harmlos und schwerwiegend, hell oder dunkel, in einer getragenen, scheinbar antheillosen Weise. Personen zeigen sich in der Landschaft, und sie gehen durch die Landschaft, gleich Wallern, die an einen Gnadenort gelangen wollen. Sie gehen wie im Schatten der Naturschilderung, welche sich auf Schritt und Tritt entfaltet und nur von Zeit zu Zeit schimmern auch die Gesichter hervor, werden die Linien deutlicher.

Während sich die Handlung, die aus einigen Situationen besteht, ein wenig verdichtet, aber so gelinde und unmerklich, wie sich eine Rose füllt, dehnen sich die Naturscenen räumlich aus und suchen sich unserer Sinnlichkeit zu bemächtigen. Jeder Sonnenauf- und Niedergang erhebt Anspruch auf einen guten Platz im Bild, jedes Früh- und Abendlicht will beachtet sein. Wie sich das Lichtgeschmeide in das Gezweig des Waldes hängt, wird in den für die Menschen kritischesten Augenblicken so redselig hervorgehoben, als ob diese Menschen mit Stifter zu sprechen, gerade jetzt die besten Pfingstfeiertage ihres Herzens feierten. Und wenn der Dichter schildert, wie der Mond im Fenstergesimse streift, wie er das dort ruhende Tuch umspielt (Condor), so verbindet er nicht dieses Tändeln des Mondes mit dem Weben und Schweben der Menschenseele, die das Gemach bewohnt. Geruhig und behutsam senkt sich die Handlung, oder was wir bei Stifter so zu nennen haben, dem Ende zu, etwa wie ein vom Himmel Begünstigter in seinem Lehnstuhle sein Haupt dem Tod entgegen neigt. Zwischenfälle kommen nicht häufig vor, und wenn solche den begonnenen Gang der Handlung aufhalten, so sind sie doch so mäßig und so rasch vorübergehend, daß uns keine Zeit bleibt, sie zu fürchten, geschweige über sie zu sinnen. . . . .

Die Naturmalerei ist in diesen Produktionen Selbstzweck, aber dieser Selbstzweck ist nicht so zu verstehen, als ob es Stifter genügte, Berge und Bäume, Wiesen und Schmetterlinge allein zu schildern, also Blumenstücke und Landschaften zu liefern. Er thut dies hin und wieder, jedoch äußerst selten, er thut dies in Condor, wo die Mondnacht und der Ausblick in die Unendlichkeit des Aethers (während einer Luftfahrt) das ausschließliche Interesse des Lesers erwecken, ferner zum Theil im Haidedorf, wo dieses Interesse auf die Haide als solche gespannt wird, endlich in der zweiten Hälfte der Narrenburg, wo wir in die fantastische Herrlichkeit eines alten, verlassenen Schlosses eingeweiht werden. Diese Schilderungen aber sind wahre Kabinetsstücke der Detailmalerei. . . . .

. . . .

Ein hoher Eindruck geht von einer Auswahl der „Studien" und „bunte Steine" aus, von vier, fünf Erzählungen, welche sich jedem feineren Leser als die reinste Offenbarung des Stifter'schen Talentes darstellen werden: vom Hochwald, von Brigitta und Abdias in den Studien, vom Bergkrystall und Granit in den bunten Steinen. Hier ist die Naturmalerei nicht mehr Selbstzweck, sondern Motiv oder nothwendiger Theil der Handlung; hier ist die Schweigsamkeit der geschilderten Menschen Mittel oder Ausdruck der Charakteristik, hier ist die Natur individualisirt und der Mensch mit ihr. Sogar die Schranken Stifters sind Tugenden, die Mängel Schönheiten geworden.

Im Hochwald sehen wir den tiefen Naturfrieden, in den der Ritter seine zwei Töchter flüchtet, das wunderbare Gegenstück bilden zu den Stürmen des dreißigjährigen Krieges, der jenseits der Waldeinsamkeit verheerend tobt. Und die wortkarge Geschäftigkeit, die stumme Fürsorge des alten Gregor, in dessen Obhut die beiden Mädchen gegeben worden, versinnlichen uns den unter den Bäumen aufwachsenden Jäger beredter, als es die eingehendste psychologische Entwicklung vermöchte. Von rührender Anmuth ist die Scene, wie die beiden Mädchen, welche beinahe täglich den Felsen ersteigen, der einen Fernblick über die Gegend gestattet, in das Rohr gucken, welches ihnen ihr väterliches Schloß nahe bringt . . . . . . das Fernrohr wurde ausgepackt u. s. w. . . . . . .

Welch' eine tragische Ironie aber bebt durch die Dichtung, als die Mädchen eines Morgens wieder durch das Rohr sehen, diesmal

jedoch den mächtigen Thurm ohne Dach wahrnehmen und mit schwarzen Brandflecken! . . . .

. . . .

Vollkommen verschmolzen mit der Handlung, ja zur Handlung erhöht, ist die Naturschilderung im Bergkrystall, oder wie Stifter diese Erzählung noch genannt, im Weihnachtsabend, wie sich zwei Kinder, die Mittags vor dem Weihnachtsabend von der Großmutter fort, die sie besucht hatten, den Heimweg allein antreten und sich in die Eisberge verirren u. s. w. . . . . . . Diese Schilderung ist ein Unicum in der Literatur, die in keiner Mustersammlung fehlen sollte . .

. . . .

Die Schilderung des Schneefalles, der die Hügel und Bergspitzen einhüllt, indessen die Kinder, welche wie das Lebendige im Himmel und auf der Erde erscheinen, schweigend gehen und gehen, mit der Unablässigkeit und Kraft, die Kinder und Thiere haben, und welche nur hin und wieder ein paar ängstlich zuversichtliche Worte wechseln: diese Schilderung gehört zum Vollendetsten, was die erzählende Dichtung aufzuweisen hat. . . . .

. . . .

Man wünscht sich hier die Kraft Stifter's, nur um ihn ebenbürtig loben zu können. Die Stille darzustellen, mit Worten darzustellen, wie es auf dem Wege, den die Kinder machen, geschieht, hat gewiß Jedermann bisher für eine nicht zu lösende Aufgabe der Poesie gehalten; Stifter hat diese Aufgabe gelöst. Es gibt eine Stille, sagt er in den Feldblumen, in der man meint, man müßte die einzelnen Minuten hören, wie sie in den Ocean der Ewigkeit hinuntertropfen. Er hat diese Stille gehört, wie Göthe die Finsternis gesehen hat, die mit hundert schwarzen Augen aus dem Gesträuche sah. . . . .

. . . .

Wenn möglich noch mehr fühlbar als am Weihnachtsabend, wird uns diese arme Schönheit an der Erzählung: Granit. Mit der harmlosen Anschaulichkeit des Volksmärchens schildert der Großvater dem Enkel die Verwirrungen und Betrübnisse, welche sich an das Erscheinen der Pest in den Wäldern und Thälern des Böhmerwaldes geknüpft haben. Er schildert dies auf einem stundenlangen Gange in den Nachbarort Melm und unterbricht seine Schilderung von Zeit zu Zeit mit Fingerzeigen und Lehren, deren Gegenstände die bemerkens-

werthen Punkte der Landschaft sind. Diese scheinbaren Abschweifungen verbinden die Schauder der Vergangenheit mit dem freundlichen Sommertage der Gegenwart und geben den Abschwächungen und Mäßigungen des Erzählers gleichsam die Begründung. Der Großvater hat eigentlich einen Lehrzweck, uns aber, die wir mit anhören dürfen, was er vorträgt, wird derselbe zum künstlerischen Genuß. . . . .

. . . .

Eine abgesonderte Stellung nimmt „Brigitta" ein; vorzüglich deßhalb, weil ein leidenschaftlicher Vorgang den Stoff dieser Erzählung bildet, und wir längst wissen, daß Stifter solche Stoffe sich vom Leibe hält. In Brigitta vereinigt sich die vorsichtige Behandlung des Leidenschaftlichen mit der Zartheit des Themas. Eine unter merkwürdigen Voraussetzungen geschlungene Ehe wird zerrissen, bitterer Kummer durchwühlt ein Frauenherz, doch allmälig, auf dem Weg der Sühne, wachsen die Fasern dieser Ehe wieder zusammen, heilt das verletzte Frauenherz einem verspäteten Glücke entgegen. . . . .

Die Naturstimmung der ungarischen Haide und die großartige Einfachheit der Seelenvorgänge fließen, wie die weitausgespannte grünliche Steppe selbst, und wie der Himmel, in den sie sich fortzusetzen scheint, in einander . . . .

Neben Brigitta ist nur noch „Abdias" zu nennen. Hier ist die Naturschilderung ebenfalls Nebensache, ein begleitendes Moment und die Menschendarstellung Zweck.

Zugleich nimmt die Malerei der Landschaft im Abdias einen hohen Rang ein, wie denn die Produktion selbst in ihrer ersten Hälfte Stifter's Kunst auf ihrem Gipfel zeigt. Dies ist um so beachtungswürdiger, als der Dichter die Farben für den Abdias nicht aus seiner Naturbeobachtung, sondern aus seiner inneren Anschauung allein geschöpft hat. Die Wiesen bei Oberplan, den Hallstätter See hat er gesehen, die afrikanische Wüste, die verlorne Römerstadt im Atlas nie. Aber keine im Interesse eines modernen Romans unternommene Poetenreise ist mit einem Bilde belohnt worden, das auch nur obenhin dem Gemälde vergleichbar wäre, welches Stifter im Abdias malt. In dieser Erzählung wird die Landschaft stets nur mit dem Augenaufschlag der Menschen sichtbar, die in ihr leben, und nur mit den Verrichtungen, Seelenvorgängen und Schicksalen derselben bedeutsam. Den Vordergrund beherrscht der Jude Abdias, mit seinem in sich gekehrten Trotz und

seiner nach außen tastenden Habsucht, mit seiner orientalischen Gelassenheit, die eine geheime Gluth nothdürftig bedeckt. Das erste Kapitel, welches uns die Knabenzeit des Abdias erzählt, und die folgenden Kapitel, welche sein grelles Glück und das ihn dann überfallende Verhängnis, den Tod seines Weibes und die Flucht mit dem Kinde schildern, sind in noch größeren Strichen gezeichnet als Brigitta, mag man ohne Zögern den epischen Meisterstücken aller Literaturen anreihen. Ueber das Ganze ist eine biblische Klarheit und Aufrichtigkeit gebreitet, die unser Gemüth zutraulich machen und uns dennoch in einer ehrerbietigen Entfernung halten, wie es die Bilder der Erzväter und Propheten thun. Wer würde, von den Feldblumen oder vom Hagestolz kommend, Zeichnungen, wie sie hier vorkommen, bei Adalbert Stifter vermuthen! .

. . . .

„Der Nachsommer". Eine Erzählung in 3 Bänden. 1865. Nur, wer sich in Stifter wahrhaft eingewohnt, nur, wer des Dichters Eigenthümlichkeit erkannt und liebgewonnen hat, wird die Forderungen, welche der Nachsommer stellt, mit jener Willigkeit erfüllen, die zur Genußfähigkeit unbedingt nöthig ist. Vom Verstande aus, dem Nachsommer gerecht werden, heißt noch nicht genießen. Der Entwurf dieser Dichtung ist in einem Grade sparsam, um nicht zu sagen, klösterlich zugeschnitten, daß die Theilnahme des Lesers ohne ein gut Theil Resignation nicht eintreten oder doch nicht vorhalten kann.

Mit Entbehrungen, mit herben und strengen, müßen wir die Freude an dem Kunstsegen dieser Lehrdichtung erkaufen, unsere lebhaftesten Wünsche müßen wir auf's Aeußerste einschränken, unsere Effekte bis zur Unterwürfigkeit schwächen, wenn wir neben dem didaktischen auch einen poetischen Eindruck empfangen sollen. Die Erzählung selbst vermag nicht aus den ihr eigenen Mitteln einen solchen Gemüthszustand in uns hervorzubringen; erst durch den Nachdruck unseres innigen Verkehres mit ihrem Urheber verstärkt, wird ihr dieses gelingen. Ein Roman in der landläufigen Bedeutung des Wortes ist der Nachsommer nicht; er ist eine lebhafte Erzählung auf künstlerischen Grundlagen, die Darstellung eines inneren Lebens in äußerlichen Beschreibungen und in Gesprächen über Kunst und Wissenschaft . . . . . .

Ein junger Mensch aus wohlhabender Familie spricht auf einer Fußwanderung auf dem Rosenhofe des alten Freiherrn von Risach ein. Der Rosenhof ist das Sinnbild einer ländlichen Besitzung, die unter

sorgfältigster Pflege zur Vollkommenheit gedieh. Garten und Felder, Taubenschlag und Meierhof geben von der emsigen Hand, sowie von dem überlegenen Geiste ihres Eigners Zeugnis.

Der Freiherr selbst, dessen Stand und Name dem jugendlichen Wanderer lange verborgen bleibt, findet an diesem Gefallen und lädt ihn zu erneutem Besuche ein. Offenes Gemüth, gelehriger Sinn und Bildungseifer bezeichnen das Wesen des jungen Menschen. Vor Abwegen ist er schon durch die ursprüngliche Anlage bewahrt, zu einer redlichen Führung des Lebens im Vaterhause angeleitet worden. Er kommt bald wieder in den Rosenhof, er wird dort mit den Vorzügen eines geordneten und reifen Daseins vertrauter, er sammelt an der Seite seines ehrwürdigen Gastfreundes Erfahrungen aller Art auf dem Gebiete der Landwirtschaft, der Waldkultur, des Pflanzen- und Thierlebens. Den Rosenhof verläßt er das zweitemal mit noch ergiebigeren Anregungen, im Rosenhofe erscheint er das dritte, vierte und fünftemal, stets mehr gefestigt in seinen Zukunftsplänen, immer deutlicher das Ziel im Auge, dem er zuschreiten will. Von den Garten- und Feldfreuden steigt er nun allmälig in der Unterweisung und im Vertrauen des Freiherrn von Risach zu den Segnungen der Wissenschaft und der Kunst empor, welche dem Besitzer des Rosenhofes nicht weniger geläufig als die Eigenheiten der Bienen und die Farbenverwandlungen der Blumen. Er schließt sich bei seinen späteren Besuchen immer enger an den aufblühenden Jüngling, der unter dem Schirme des Freiherrn, halb mit der Ungezwungenheit eines Sohnes, halb mit der Schüchternheit eines angenommenen Kindes, aufwächst.

Er lernt dann die Mutter dieses Jünglings und dessen Schwester kennen, welche Beide von Zeit zu Zeit auf dem Rosenhof erscheinen. Er bemerkt, daß die ältere Dame, Mathilde, in einer gedämpften Traulichkeit mit dem Freiherrn verkehrt, und er legt alle diese Eindrücke gleichsam unbesehen zurück. Am stärksten ist aber der Eindruck der lieblichen Tochter Natalie, welche das in der Empfindung nachdunkelnde Bild der noch immer leidenschaftlich angehauchten Mutter vorstellt. In das schöne Verhältnis des jungen Mannes zu den Bewohnern des Rosenhofes wird nun ein hellerer Faden verwoben.

Er kommt in einen engeren Umgang mit Mathilde und Natalie, deren Edelsitz dem Rosenhofe benachbart ist, und mit dem Einverständnis seiner Aeltern wird das Band gewirkt, das drei in ihren Lebens-

ansichten, in ihrer gesellschaftlichen Stellung und materiellen Lage einander verwandten Häuser zu einer einheitlichen Familie verbindet. Doch bevor dieses geschehen, erzählt der Freiherr von Risach dem jungen Freunde, an dessen menschlicher und geistiger Entwicklung er wesentlichen Antheil hat, die Vorgeschichte seines Nachsommers. Er war ein ausgezeichneter Staatsmann, dessen Kräfte ursprünglich schaffende waren, die, lange unterdrückt, sich erst in seiner Muße geltend machten, und zwar indem er die rohe Natur veredelt, ihre Hilfsquellen künstlerisch ausbeutet, indem er Alterthümer wiederherstellt und Werke der Kunst um sich versammelt. Im Hause der Aeltern Mathildens, wo er als Erzieher einige Zeit gelebt, war ihm der Stern seines Lebens aufgegangen. Unversehens hatte er sich in die Neigung zu der knospenden Mathilde verstrickt, welche glühend an ihm hieng. Als er sich aber auf seine Pflicht besann und die Heimlichkeit zerriß, die er nicht gesucht, die sich nach dem Gesetze dieser Leidenschaft von selbst ergeben hatte, da wendete sich das zärtliche Mädchen von dem entsagenden Manne, gerade weil er das höchste Opfer gebracht, verletzt und zürnend ab. Der Freiherr von Risach heiratete später ein ungeliebtes Weib, Mathilde einen ungeliebten Mann. Verwittwet und mit verarmten Herzen kommen die Beiden am Abend ihres Lebens wieder zusammen. Damals begann der Nachsommer der zwei alten Leute, der seine Einfachheit und seinen Frieden auch über diejenigen breitet, welche in seinen Umkreis treten.

Der Nachsommer ist eine in allen Theilen abgerundete Dichtung, welche die reine Darstellung der Meisterstücke der „Studien" und „bunten Steinen" uns bietet, ist die Jugendgeschichte Risachs. Die lehrhaften Partien des Nachsommers enthalten Stellen von der durchsichtigsten Klarheit antiker Schriftsteller.

Adalbert Stifter, dem der Nachsommer eine Herzenssache war, nennt diese Erzählung in seinen Briefen vielfach seine bedeutendste Produktion, das Werk seiner künstlerischen Reife, welches selbst seine „Studien" überdauern werde. . . . .

. . . .

„Witiko." Eine historische Erzählung in drei Bänden. 1865. (In der Widmung heißt es: Seinen Landsleuten, insbesonders der alten ehrwürdigen Stadt Prag widmet diesen Dichtungsversuch aus der Geschichte seines Heimatslandes mit treuer Liebe der Verfasser.)

An den Nachsommer schließt sich die letzte Produktion Adalbert Stifter's: Witiko, eine ebenfalls den Umfang eines Romanes einnehmende Erzählung aus der Geschichte Böhmens. Dem Stoffe nach vom Nachsommer strenge geschieden, ist Witiko in der Form dem Nachsommer durchaus ähnlich; in der Form und Formstimmung, wie denn auch die beiden Dichtungen Stifter beinahe gleichzeitig beschäftigt haben. Gibt uns der Nachsommer die Schilderung eines innern Lebensganges in lehrhafter Gestalt, mit der breiten, behaglichen Ausmalung äußerlicher Vorgänge, welche die psychologischen Zustände stellvertretend sinnlich machen sollen, so gibt uns Witiko die Schilderungen kriegerischer Unternehmungen und Kämpfe eines ganzen Stammes, mit der ausführlichen Beschreibung des Sittenkostüms einer bestimmten Epoche und eines bestimmten Landes. Und wenn ferner im Nachsommer ein sanftgearteter junger Mensch an der Weisheit und dem Seelenfrieden eines alten Mannes zur Reife des Geistes und zur Ruhe des Gemüthes erzogen wird, so wird in Witiko ein rauhes Volk an seinen politischen Schicksalen und unter der Leitung eines jugendlichen Helden allmälig zu gefesteter Einheit herangebildet. . . . . . .
. . . .

Nach einer topografischen Schilderung des Terrains läßt Stifter Witiko von Passau in der Schlucht zwischen dem Berge des Oberhauses und dem des Nonnengütleins auf einem grauen Pferde, „dessen Farbe fast wie der frische Bruch eines Eisenstückes anzuschauen war", gegen das mitternächtliche Hügelland hinausreiten. Der Mann ist noch im jugendlichen Alter. Ein leichter Bart, welcher eher gelb als braun war, zierte die Oberlippe und umzog das Kinn. Die Wangen waren fast rosenroth, die Augen blau. Das Haupthaar konnte nicht angegeben werden, denn es war ganz und gar von einer ledernen Kappe bedeckt, welche wie ein Becken von sehr festem und dickem Stoffe gebildet, so daß ein ziemlich starker Schwerthieb kaum durchzudringen vermochte, dergestalt auf dem Kopfe saß, daß sie alles Haar in ihrem Innern faßte, und an beiden Ohren so gegen den Rücken mit einer Verlängerung hinabgieng, daß sie auch einen Hieb auf den Nacken unwirksam zu machen geeignet schien. Diese Verlängerung der Hauptbedeckung aber hieng nicht lose auf den Nacken herab, sondern lag ihm dicht an und wurde unter dem Wamse geborgen, welches von gleichem Leder den ganzen Oberkörper knapp umhüllte. In den Achselhöhlen

war ein Schnitt, daß der Mann den Arm hoch heben konnte, und daß man dann das Linnen seiner inneren Kleidung zu sehen vermochte. Von dem nämlichen Leder schien auch die Beinbekleidung des Reiters. All dieses Leder war ursprünglich mattgelb gewesen, und wiewohl man nicht verkennen konnte, daß große Sorgfalt auf seine Erhaltung und Reinigung angewendet worden sei, so mußte man doch zugeben, daß es nicht mehr neu sei, und Spuren von Wetterschäden und ausgetilgten Flecken zeigte. An der Hüfte hieng ein Schwert. Eine Art Mantel oder Oberkleid von Tuch oder überhaupt einem Wollstoffe war zusammengeschnürt an den Sattel geschnallt, weßhalb man die Gestalt und das Wesen dieses Dinges nicht zu ergründen vermochte. Nur die Farbe schien grau zu sein. Der Reiter hatte keine Feder auf dem Haupte und nirgends ein Abzeichen an sich. Die Hände waren bloß, die rechte war frei, die linke führte die Zügel. Das Pferd hatte größere Hufe und stärkere Lenden, als Kriegs- oder Reitpferde gewöhnlich zu haben pflegen.

Da kam er an den „Hauzenberg" zu den Köhlern und in das Haus Heinrichs, welches an dem Waldsaume unweit des Dreisesselberges und des Blöckensteines lag, wo er „Berta" kennen lernte, deren Haupt mit „Waldrosen" geschmückt war, dann stieg er auf den „Dreisesselberg", auf den „Hohenstein" und auf den „Blöckenstein" und sah in das böhmische Land hinein, auf den Berg des „reichen Steines", auf den „Hirschberg", auf den „oberen Plan" und auf den Wald des „heiligen Thomas", unten lag wie in einer Höhle der „schwarze See". Da gieng er wieder zurück und zu den Köhlern, wo er sein Pferd gelassen hatte, und ritt weiter an der „Michel" entlang, an dem „schwarzen Berge" und dem Berge des „heiligen Huldrich" vorüber, bis nach „Aigen", von wo ihn ein Führer aus der „reichen Aue" erwartete und ihn über den Berg des „heiligen Oswald" in den großen Wald führte, und empor zum Thomasgipfel, wo man in das bairische Land mit seinen Alpenketten, in die Ostmark und weit in das böhmische Land blicken konnte. Unter dem großen Walde zog die Moldau.

Dann lenkte er sein Pferd den Wald abwärts an das Wasser der Moldau, die sie überschritten, und stießen jenseits auf einen niederen langen Hügel, den „Friedberg", wo sie übernachteten, um des andern Tages an der Moldau weiter zu reiten, an den felsigen Stellen und an dem „Berge der Rosen" vorüber, bis zur „krummen

Au", von wo er den Führer entließ, um mitternachtwärts weiter zu reiten. —

Der erste Band des „Witiko" scheint uns der markigste. Die Wanderung des jungen Reiters durch den Böhmerwald, seine vom schwer kranken Herzog Sobeslaw ihm aufgetragene Sendung nach Prag, sein Erscheinen in der Versammlung auf dem Wyšherad und seine Rückkehr zu dem sterbenden Herzog auf Chostas Burg, sein nachhaltiges und umsichtiges Wirken auf den Schlössern und Höfen der Lechen und Wladyken für die Sache, die er einmal als die rechte erkannt hat, sein zeitweiliges Wohnen in Plan (dem Geburtsorte Stifter's) und das ruhige Bewirtschaften seines Erbgutes, sein Zug in's Feld und sein Benehmen in der Schlacht, dieses Alles ist mit der gelinden Stärke epischer Darstellung, die uns aus dem Abdias vertraut, vorgetragen, wobei der Hauptaccent auf der Schilderung des Volkscharakters ruht, wie er sich in Herren und Knechten, Bischöfen und Aebten, die Scala des Verschlagenen, Schlauen, Scheuen, Dämlichen und Ehrlichen durchlaufend, düster und trotzig abstuft. In das Böhmen Witikos klingt der Ton der finstern Herrlichkeit herüber, als noch ein Wald stand, wo jetzt die Stadt ist, wie es in dem Gedichte heißt, als die alten Herzoge von Böhmen, lange bevor ein deutscher König und Kaiser war, auf der heiligen goldenen Burg im Walde gesessen, als ihre Lechen und Wladyken um sie waren und sie gerichtet und geurtheilt und als ihre Völker auf sie geschaut haben und Niemand eine Nadel nehmen konnte von ihren Wäldern.

In thauiger Herbstfrühe, tagaus, tagein über ein Hochplateau gehen und immer stundenlang mit der milden Landschaft allein sein, um von Zeit zu Zeit an einsame Meiler oder Hütten zu kommen, wo der Imbiß so kärglich ist, wie das Gespräch, bei dem er genossen wird, wahrlich, solch eine Fußreise wird wenig Liebhaber finden. Was sie aber die Seele Reinigendes und Stählendes hat, das wird Niemand, der sie mit offenen Sinnen angetreten, in seinen inneren Erfahrungen jemals wieder missen wollen. Einer Fußreise dieser Art wäre die Lektüre des Witiko zu vergleichen.

Von der eigenthümlichen Modellirung in diesem Roman-Epos gibt die Schilderung der Versammlung auf dem Wyšherad (ein böhmischer Landtag) Zeugnis. Es ist dieses Kapitel überschrieben: „Es

war ein großer Saal" und macht selbst auf Nichthistoriker einen bleibenden Eindruck. . . . . .

Im zweiten und dritten Bande wird das wechselnde Uebergewicht und Kriegsglück der Parteien, die Beziehungen der Markgrafen von Oesterreich und des deutschen Kaisers zu den Streitigkeiten der Böhmen, Witiko's steigende Größe anschaulich gemacht. . . . .

. . . .

Wer bei dem Studium des Witiko nicht spürt, daß Stifter den Styl des alten Epos auf die Romanform übertragen, der muß diese Erzählung wie ein Meerwunder anstarren. Der Poet hat hier dem Bildhauer vollständig den Platz abgetreten; was die Poesie an Zwecken der meißelnden Kunst ohne Meißel erreichen kann, das hat sie in Witiko wirklich erreicht.

Die Linie ist in dieser Dichtung Alleinherrscherin, der plastische Ausdruck als solcher, ohne Mithilfe psychologischer Darstellung, ihr ausschließliches Ziel; weil aber die Plastik, auf dem Gebiete der Poesie eigensinnig isolirt und andere Darstellungsmittel abweisend, dem Wesen und der Aufgabe dichtender Kunst nicht angemessen ist, darum entbehrt Witiko des Wärmegefühls und bringt mithin ein solches auch nicht im Leser hervor. . . . .

. . . .

Stifter's Witiko ist das Muster eines historischen Romans; er ist das einzige Werk der deutschen Dichtung, worin die autochthone Triebkraft eines Volksstammes in seiner Abhängigkeit von Boden und Klima, in Naturell und Sinnesart so zwingend dargelegt worden ist.

Hätte Stifter in diesem historischen Roman nicht ein Vollendetes erreicht, so hat er jedenfalls den Weg gewiesen, der eingeschlagen werden müße, um in diesem Genre das höchste und reinste Kunstwerk zu schaffen. . . . .

. . . .

Nach des Dichters Tode sammelte der ihm befreundete Linzer Realschul-Professor Johannes Aprent die hinterlassenen Schriften, um sie dem Druck zu übergeben.

Stifter's Nachlaß besteht aus folgendem:

„Briefe" in drei Bänden, welchen eine ziemlich umfangreiche Biografie des Dichters vorangeschickt ist.

Sie umfassen die Zeit von 1832 bis 1868. Schade, daß gerade jene auf das „zarte Gewebe aus Vernunft und Sitte" — so definirt Stifter den Begriff „Liebe" — sich bezüglichen dem Drucke vorenthalten worden sind; dagegen haben rein geschäftliche Briefe Aufnahme gefunden, deren wir lieber entbehrt hätten. Uebrigens sind die meisten vom großen biografischen sowohl als stylistischen Werthe.

„Erzählungen" in zwei Bänden. Sie enthalten:

I. Prokopus (in den Rahmen der „Narrenburg" gehörig), — die drei Schmiede ihres Schicksals, — der Waldbrunnen, — Nachkommenschaften, — ein Gang durch die Katakomben (St. Stefan in Wien), — aus dem bairischen Walde. — II. Der Waldgänger, — der fromme Spruch, — der Kuß von Sentze, — Zuversicht, — zwei Witwen, — die Barmherzigkeit, — zwei Parabeln, — Gedichte (die Gründung von Kremsmünster, für die Abgebrannten, des Todes Wiegenlied, Leben, Freundesliebe, im Traume, Trümmer, Tröstung, Abschied, an die österreichische Besatzung zu Rastatt, zum 70. Geburtstag, auf das Grab einer Mutter, zur goldenen Hochzeit, Elisabeth, an meine Gattin).

„Vermischte Schriften" in 2 Bänden.

I. Die Mappe meines Urgroßvaters. (Stifter's letzte Arbeit!) Bruchstücke aus dem unvollendeten Werke.

Die neue Mappe sollte zwei Bände umfassen. Der erste Band mit den Kapiteln: „die Alterthümer", „das Gelöbnis", „von den zwei Bettlern", „von dem ersten Kranken, der bei mir durch Gottes Hilfe gesund ward", „Margarita", „der sanftmüthige Obrist", „von unserem Hause" und das erste Kapitel des zweiten Bandes: „von meinem Hause" sind von dem Dichter vollendet und druckfertig gemacht worden. Wenn gleichwohl manches schon Bekannte vorkommt, und Anderes mit schon Bekanntem sich gut vereinigen läßt, so ist hier zu bedenken, daß der Dichter nicht eine bloße Erweiterung, sondern eine neue Bearbeitung der Mappe im Auge hatte.

Ueber Kunst im Allgemeinen. — Dramatische Dichtung und Darstellung. — Kirchliche Bauwerke. — Gemälde. — Die Poesie und ihre Wirkungen.

II. Aus dem alten Wien. — Winterbriefe aus Kirchschlag. — Die Schule und die Schulbildung. — Kleine Aufsätze verschiedenen Inhaltes. —

Die aus dem Nachlasse veröffentlichten Arbeiten: Erzählungen, Schilderungen, pädagogische, populär-naturwissenschaftliche und kritische Aufsätze bieten dem Urtheile über sein Wesen und dem Einblicke in seine Entwicklung keine neuen Gesichtspunkte von Erheblichkeit. In den Wiener Skizzen, welche zur selben Zeit mit den ersten Studien erschienen sind, prägt sich wie hier der Naturmaler aus, der die Gegenstände ebenso gelassen auf sich wirken läßt, als er sie mit einer gewissen Ergebenheit in ihre Realität anschaulich macht. Er schildert den Prater, die Streichmacher, die Wiener Stadtpost und den Tandelmarkt, Wiener Salonscenen, Ausflüge und Landpartien, Leben und Haushalt dreier Wiener Studenten, die Charwoche, einen Gang durch die Katakomben, das Wiener Wetter und stellt Betrachtungen von der Spitze des Stefansthurmes an. Mit einer gesetzten Munterkeit führt er die Bilder des Stadtlebens an uns vorüber mit der Gewandtheit, welche die schon geübte Hand beurkundet, markirt er die auszeichnenden Merkmale der Scenen und Situationen. —

Und nun:

Die Dichtung Adalbert Stifter's können wir in drei Perioden unterscheiden:

Die Periode der Unbefangenheit, wie diese in den ersten Bänden der Studien sich ausdrückt;

die Periode der absichtlichen und von der Stimmung emanzipirten Kleinmalerei, wie sich dieselbe hin und wieder in den letzten Bänden der Studien und in den bunten Steinen zeigt;

endlich die Periode der didaktischen Kunst, welche den Nachsommer, theilweise auch den Witiko beherrscht.

Scharf abgegränzt jedoch sind sie von einander nicht und Gastbesuche aus einer in die andere charakterisiren eben den Genius unseres Dichters.

Wenn Stifter anfangs in Naturseligkeit seine Dichtung tauchte, so legt er später immer entschiedener den Ton auf das Sittliche, welches am Ende nicht selten vom moralisch Nützlichen abgelöst wird. Gleicherweise tritt in Stifter abwechselnd der Künstler der Beschreibung, der Virtuose der Beschreibung, der Schulmeister der Beschreibung hervor! —

Der Kunstform der Erzählung hat Stifter in dem Grade sich wieder genähert, als die zeitgenössischen Poeten der Mehrzahl nach sich von ihr entfernt haben. Seine Entwürfe sind mit Sicherheit umrissen, einfach gegliedert, prunklos durchgeführt. Als Sprachkünstler kann man Stifter nicht lebhaft genug preisen. Er ist ebenso sehr in die seelischen wie in die Malergeheimnisse der Sprache eingeweiht, und er hat die sorgfältige und leichte Hand dazu. Er drückt sich klar und doch nicht ohne den ergreifenden Vorbehalt aus, der hier das Ahnungsvolle heißt, er wählt den breiten getragenen Vortrag, aber die wortsparende Gewalt antiker Schriftsteller tritt aller Orten hervor. Anordnung und Colorit seines Styles erinnern bald an die Schriften des alten Testaments, bald an jene griechischer Historiker. Ihre Sinnlichkeit geht aus keinem Suchen, aus keiner Wahl hervor, sie entquillt dem schauenden Geiste, das das konkrete Zeichen von selbst entgegenkommt.

Alles in Allem genommen ist Adalbert Stifter ein Originaldichter, dem weder in der deutschen, noch in irgend einer anderen Literatur eine dem Wesentlichen nach verwandte Erscheinung an die Seite gestellt werden kann. —

---

f.

Stifter's letzte Lebensjahre.

Nach seiner Pensionirung athmete der Dichter freudig auf und sah mit Zuversicht in die Zukunft, weil er sich nun gute Früchte von der ihm gewordenen Muße versprach; er hoffte nun seinen schönen Nachsommer zu genießen. Leider aber war seine Gesundheit längst erschüttert, und weder die sorgsamste Pflege, die ihm seine Frau angedeihen ließ, noch Badereisen und Luftveränderungen waren vermögend, sie wesentlich wieder zu kräftigen.

Schon im Dezember 1863 erkrankte er; es schien eine katarrhalische Affektion, zu der seine Natur überhaupt neigte, so daß er in den letzten Jahren zwei- oder dreimal mehrere Wochen im Bette zubringen mußte. Das Uebel trat anfangs ohne Heftigkeit, nur mit mäßigem Fieber auf, und gestattete ihm außer Bett zu bleiben und mancherlei wie gewöhnlich zu

thun. Aber weichen wollte es nicht; es ward vielmehr immer räthselhafter. Die Aerzte sprachen von schleichendem Typhus, von Leberleiden, Magenkatarrh u. dgl. und verordneten dies und jenes, Alles mit gleich geringem Erfolge. So vergieng der Winter. Wie die bessere Jahreszeit kam, packte er zusammen und suchte sein Asyl am Rande des bairischen Waldes in der Nähe des Dreisesselberges wieder auf. Dort besaß ein Freund, Herr Rosenberger aus Passau, ein schönes Anwesen, und im ersten Stocke des freundlichen Wohnhauses wurden ihm die Zimmer, die er schon in früheren Jahren ein paarmal bewohnt hatte, auch diesmal gerne wieder eingeräumt.

Hier nun brachte er den Sommer zu und erholte sich sichtlich; aber die Krankheit schlummerte nur und trat im nächsten Winter, den er wieder in Linz verlebte, mit neuer Heftigkeit auf. Dieser Winter war für ihn selbst, wie für seine Hausgenossen und Freunde ein wahrhaft qualvoller. Die Krankheit lag erdrückend über seinem ganzen Wesen. Der Mann, der sonst in strammer Haltung, kräftigen Schrittes einhergegangen war, wandelte jetzt gebeugt und gebrochen durch die Gassen auch für den, der nie seinen Namen gehört hatte, ein Gegenstand des Mitleids. War er allein, so grübelte er nach Sitz und Ursache der Krankheit, zergliederte sie und vertiefte sich in ihre kleinsten Einzelnheiten; kam ein Freund, so war die Krankheit sein erstes und letztes Wort, und man machte nur ungern den Versuch, ihn von dem traurigen Gegenstande abzubringen, weil er doch erleichtert schien, wenn er davon sprechen konnte. Dazu kam jetzt noch die Noth der Arbeit. Die Gestalt welche seine geschäftliche Verbindung mit dem Verleger allmälig angenommen hatte, machte nämlich für diesen das rasche Erscheinen der versprochenen Werke höchst wünschenswerth, und für Stifter selbst die baldige Vollendung wenigstens des ersten der drei großen Romane, die einander folgen sollten, (Witiko, Wok, Zawisch) fast zu einer Ehrensache.

Gegen Ende des Winters beendete er den ersten Band des Witiko und nun konnte er wieder frei aufathmen. Er gieng nach Wien, um dortige Aerzte hinsichtlich seines Zustandes zu konsultiren. Sie empfahlen Karlsbad, und in den letzten Tagen des April trat der Kranke, jetzt wieder Muth und Hoffnung im Herzen, die Reise an. Der Erfolg war ein guter. Von Karlsbad gieng er nach Prag, um sich mit dem Schauplatze, auf welchem der zweite Band des Witiko zum Theile spielt, durch eigene Anschauung bekannt zu machen; den Rest der schönen

Jahreszeit brachte er wieder am Fuße des Sesselberges zu; der Herbst sah ihn wieder in Linz. Aber die Erinnerung an den letzten Winter, den er hier verlebt hatte, und ein instinktives Verlangen nach Höhen trieb ihn bald wieder fort, und er gieng nach Kirchschlag, einer Ortschaft von wenigen Häusern in der Nähe von Linz, auf einem etwa 3000' hohen Bergrücken, von den Linzern wegen des vortrefflichen Trinkwassers und einer gesunden, kräftigen Luft in den Sommermonaten gerne auf einige Zeit besucht.

In dem sogenannten Badhause — eigentlich nur ein sehr einfaches Gasthaus mit ein paar Fremdenzimmern — miethete sich Stifter für den Winter ein. Seine Wahl war, wie der Erfolg zeigte, eine höchst glückliche und seinem Zustande ganz angemessen, so daß die Zeit, die er hier verlebte, einen fast freundlichen Abschnitt in diesen Jahren der Krankheit bildet. Gerade dieser Winter brachte hier fast unausgesetzt helle, sonnenwarme Tage, daß er mit Lust sich im Freien ergehen konnte und das Gewoge der Nebel, die täglich in der Tiefe und über der Stadt lagen, beobachten, oder die Wolkenhaufen verfolgen mochte, die sich an den fernen südlichen Gebirgen thürmten und in einander schoben. Zwei Familien aus Linz, die Landhäuser in Kirchschlag hatten, brachten ebenfalls den Winter oben zu, und ein pensionirter Hauptmann, Baron Marenholz, früher Professor in einer Militär-Akademie, ein sehr gebildeter Mann, theilte mit Stifter die Räume des Badehauses. Dazu kam noch, daß in diesem Winter auch die Sorge, wie seine Zukunft sich gestalten würde, von ihm genommen wurde. Er war seit Beginn seiner Krankheit nicht mehr dienstfähig geworden und daher genöthigt, zuerst um einen Urlaub, dann um die Verlängerung desselben anzusuchen. Auch diese Verlängerung lief jetzt ab, und wenn nun der Arzt, wie er wohl wußte, erklärte, die Dienstuntauglichkeit daure fort, und es lasse sich über den Zeitpunkt, wann die Amtsübernahme wieder möglich sein werde, nichts Bestimmtes sagen, so stand die Pensionirung, und zwar nach dem damaligen Pensionsgesetze mit einem Drittel des Gehaltes, zu befürchten. Da war es denn für Stifter eine glückliche Fügung, daß kurz vorher Hofrath Kriegs-Au von Linz in das Staatsministerium berufen und mit der Leitung des Unterrichtswesens betraut wurde. Dieser erwirkte auf Grund und in Anerkennung der literarischen Verdienste des Dichters und in Berücksichtigung seines ersprießlichen Wirkens im Staatsdienste die Pensionirung desselben mit

dem vollen Gehalte und dem Hofrathstitel. Es war ein Fest, als Stifter von Kirchschlag mit der frohen Kunde, die ihm dorthin war gemeldet worden, nach Linz kam, den Tag in seinem Hause zu begehen. Was er immer sehnlichst gewünscht hatte, frei von jeder anderen Verpflichtung ganz nur dem Genusse der Kunst und dem eigenen Schaffen des Schönen leben zu können, war nun möglich geworden und schien mit dem wachsenden Wohlbefinden, das die baldige völlige Genesung mit Zuversicht hoffen ließ, täglich näher zu rücken.

So gieng er im Frühjahr wieder nach Karlsbad, und nach Ablauf der Kurzeit, wie in den beiden Vorjahren, abermals nach dem bairischen Walde. Auch diesmal war der Kurerfolg, so wie die Wirkung des Landaufenthaltes höchst günstig. Aber da brach der Krieg aus, und obgleich er fest an dem Vorsatze hielt, um jede Aufregung zu meiden, keine Zeitung in die Hand zu nehmen, so drang doch zuerst der Lärm der Vorbereitungen, dann mancherlei Zweifel und Befürchtungen und endlich die Kunde von der Niederlage seines innig geliebten Oesterreichs auch in seine Einsamkeit. Der Schlag erschütterte ihn heftig, aber er war doch schon stark genug, ihn auszuhalten. Als er im Juli zum Geburtstage der Gattin nach Linz kam, war er gefaßt, und in Kirchschlag, wohin er sich um den Abschluß des Waffenstillstandes abzuwarten und dem Gewirre in Linz zu entgehen, zurückgezogen hatte, sprach er mit vollkommener Ruhe und Klarheit über die Ereignisse. „Uns hat der Schlag überrascht und betäubt," sagte er damals zu einem Freunde, „weil wir die Sachlage vor Ausbruch des Krieges nicht kannten. Aber darum ist es doch weder blinder Zufall noch ein dunkles Verhängnis, sondern, was geschah, ergab sich wie das Produkt aus seinen Faktoren. Wer die Verhältnisse bei Beginn des Feldzuges kannte, mußte die Katastrophe voraussehen. Wo die Bedingungen fehlen, daß etwas werde, da wird auch nichts. Aufgabe unserer Staatsmänner wird es sein, jetzt wieder solche Faktoren zu setzen, aus denen vermöge der in ihrer Natur gegründeten Wechselwirkung als Produkt die Macht und Wohlfahrt des Reiches sich ergibt. Gleich das Produkt haben wollen ist Thorheit."

Nachdem der Friede gesichert war, suchte er wieder seine Waldeinsamkeit auf, mit der Absicht dort zu bleiben, so lange es die Witterung nur immer erlaube. Anfangs November jedoch erkrankte in Linz die Frau, die Briefe, die er erhielt, suchten ihn wohl zu beruhigen, aber es litt ihn doch nicht länger. Also richtete er sich Mitte des Monats

zusammen und bestimmte den Tag der Abreise. Aber in der Nacht vor derselben begann ein Schneesturm, der fast ununterbrochen durch acht Tage mit einer auch in jenen Gegenden unerhörter Heftigkeit wüthete.

An ein Fortkommen mit Schlitten und Pferden war nicht zu denken. Da bemächtigte sich des überall von ungeheueren Schneewällen Eingeschlossenen eine Nervenaufregung, die er nicht länger bemeistern konnte. In der höchsten Angst, nachdem er schon vorher einmal Bahn hatte schaufeln lassen, die aber in der Nacht wieder war verschneit worden, schritt er endlich zum einzigen noch übrigen Mittel. Er ließ Männer auf Schneereifen vorausgehen, folgte ihnen Schritt für Schritt in ihren Spuren und ließ sich das Gepäck in einem Handschlitten nachziehen. So kam er endlich auf die Hauptstraße, und nach dem ersten österreichischen Grenzorte, von wo an der Weg offen war, so daß er ungehindert nach Linz gelangen konnte. Aber seine Gesundheit hatte einen Stoß erlitten, dessen Folgen er den ganzen Winter über nicht verwinden konnte. Seine Hoffnung war das Frühjahr und Karlsbad, wohin er nun zum dritten Male gieng. Die Heilquelle bewährte sich auch diesmal, und als er von ihr Abschied nahm, sagte der Arzt: „Ich glaube sie sind gesund und werden es nicht nöthig haben noch einmal zu kommen.“ Er selbst fühlte sich recht wohl, und obgleich er diesmal den ganzen Sommer in Linz zubrachte, wuchsen seine Kräfte von Tag zu Tag. Aber es war doch kein gutes Zeichen, daß er die Gegend am bairischen Walde, die ihm doch so in das Herz gewachsen war, nicht mehr ertragen konnte; wie er an sie dachte, stand auch sogleich der Schneesturm vom vorigen Jahre mit allen seinen Schrecknissen in seiner Einbildung. Auch Kirchschlag, wohin Freunde ihm zu gehen riethen, sagte ihm nicht mehr zu.

„Je gesunder ich werde“, erwiderte er, „desto weniger fühle ich das Bedürfnis nach Höhen, zu denen es mich während meines Krankseins immer zog, und desto mehr empfinde ich den Mangel des häuslichen Behagens, dem ich außer meinem Hause überall ausgesetzt bin“.

Zwar gieng er Ende September doch wieder hinauf, aber er blieb diesmal nur einige Tage. „Ich bin jetzt fast völlig gesund“, sagte er, „und fühle mich am wohlsten zu Hause, unter dem, was mein ist, und am allerwohlsten bei der Arbeit, die ja mehr als alles andere mein ist. Witiko, gottlob ist fertig und schenkt mir der Herr noch ein paar Jahre, so werde ich diese Zeit der Krankheit segnen als eine

Wohlthat und Gnade, und es wird sich auch in meinen Arbeiten die größere Reife und Läuterung zeigen. Muth und Arbeitsfreudigkeit ist da, wie schon lange nicht".

Im Oktober 1867 machte er noch eine Reise nach Oberplan. Die Geschwister hatten für die verstorbene Mutter in Linz eine marmorne Gedenktafel anfertigen lassen und diese sollte nun zu Häuptern des Grabes an der äußeren Kirchenmauer aufgerichtet werden. Er leitete noch selbst die dabei nöthigen Arbeiten und freute sich der würdigen Ausführung des Denkmals. Bald nach seiner Rückkehr anfangs November befiel ihn eine Grippe. Er beachtete sie nicht besonders und wenn Freunde ihre Theilname bezeigten, sagte er wohl halb scherzend, halb ärgerlich: „Sie ist höchst ungeschickt, diese Grippe, aber in ein paar Wochen ist's wieder gut. Es ist doch ganz anders als früher; ich behalte meine Eßlust." Aber es vergiengen einige Wochen und das Uebel wurde nur schlimmer.

Eine starke Heiserkeit trat ein, die Eßlust minderte sich, er wurde ängstlich. „Ich bin auf ein Jahr zurückgeworfen", erwiderte er, wenn man ihn trösten wollte; „es ist ein Unglück, es ist ein Unglück!" Gegen Weihnachten verlangte der Arzt, daß er einige Tage im Bette zubringe. Aus den Tagen wurden Wochen, Fieber und Nachtschweiße traten ein.

Ein zweiter Arzt wurde gerufen, aber er konnte keine Hilfe bringen. Am Morgen des 28. Jänner, nachdem der Kranke einige Zeit ohne Zeichen des Bewußtseins dagelegen hatte, öffnete er die Augen noch einmal, und sie füllten sich mit Thränen. Dann schlossen sie sich für immer. Aber das heiterste Lächeln, das erst am folgenden Tage der Erstarrung des Todes wich, lag auf seinem Antlitze.

Er starb (1868) im 63. Jahre seines Alters, wie der ärztliche Befund sagte, an Atropsie der Leber . . . .

Wenige Tage vor seinem Tode ließ er sich noch das Manuskript des unvollendeten zweiten Bandes der „Mappe", mit deren Umarbeitung er sich seit ihrem Erscheinen und noch während seiner Krankheit beschäftigt hatte, reichen, blätterte darin und legte es mit den Worten aus der Hand:

„Hieher wird man schreiben:
Hier ist der Dichter gestorben!" —

. . . .

Im Gottesacker zu Linz, rechts an der Seite des Hauptweges, bezeichnet ein Granit-Obelisk jene Stelle, wo die Gebeine eines der edelsten und besten Menschen ruhen.

Die Inschrift lautet:

Adalbert Stifter,
geboren am 23. Oktober 1805,
gestorben am 28. Jänner 1868.

---

g.

A. Stifter's Grab.

Zu Linz im Gottesacker,
(Geht Freunde mit hinab!)
Da ruht der Besten einer,
Im stillen, stillen Grab.

Ein Hügel aufgeworfen,
Mit Blumen zart geschmückt,
Und über seinem Haupte
Ein Grabstein hingerückt.

Die „Blumen" sind vom „Felde",
(Vom Dichter so benannt,)
Die „Rosen" sind des „Wit'ko",
Aus „Berta's" treuer Hand.

Der „Stein", der ist ein „grauer",
Wie er im „Hochwald" steht,
Und Liebe stets und Trauer
Und Freundschaft ihn umweht! —

(J. K. Markus.)

Des Dichters Heimat.

„Dorten — der nebliche Streif, o ich erkenne ihn gut,
Dort ist hochaufragend der Wald, der die Heimat beginnet!"

Die Heimat.

Sehnend sitze ich hier und hefte das Aug' in die Ferne.
Dort, wo des Himmels Blau sanft sich mit Bergen vermischt,
Dämmert das freundliche Land der verlassenen Heimat herüber.
Dorten der nebliche Streif, o ich erkenne ihn gut,
Dort ist hochaufragend der Wald, der die Heimat beginnet.
Glänzendes Jugendland! wär' ich doch wieder in Dir!
O es war so schön, da der Baum, worunter ich spielte,
Schön, da des Vaters Haus, schön, da das heimische Thal
Meine Welt war. Nie umwölkte sich damal mein Himmel,
Immer war mir der Tag, immer der Abend so schön,
Damal kannte nicht Gram noch die unbefangene Seele,
Frohsinn tönte das Spiel, tönten die Berge zurück.
Hier im fremden Land, hier werde ich nimmermehr glücklich.
Zwar wie ein Paradies liegt vor dem traurigen Blick
Bis zu dem blauen Gebirg' sich dehnend die duftige Landschaft,
Selber Claude Lorrains göttlicher Pinsel erschuf
Nie ein so liebliches Bild, als uns das lachende Fruchtthal
Darbeut. — Mich erfreut nimmer das reizende Thal,
Nicht der rauschende Strom und nicht die schattenden Haine;
Nicht der purpurne West, welchen die Sonne gemalt
Wie Liebfrauengewand mit hochroth flammendem Golde.
Leise, hold und still schwebet der Abend herab,
Und auf seinem Fittige ruht sanft duftende Kühle,
Mählig nun sinket der Tag jenseits der Berge hinab,
Und die Röthe welkt — ein Bild der sterbenden Unschuld,
Welche so groß und so schön sinkt, wie der sterbende Tag,
Bis der letzte Zug des Odems die Seele verhauchet.
Fahre nur immer wohl — fahre nur glänzender Schild!

Fuhren auch andere hin: zwei mild herblickende Sonnen, —
Lockten mit freundlichem Licht selige Keime hervor,
Arglos sog ich das kosende Gift aus den schmachtenden Sternen,
Strebte mit zagender Brust auf zu den liebenden zwei,
Reichte das einzige Gut, mein Herz, in thörichter Unschuld
Hin mit dem Reichthum all', den es im Innern verschloß,
Ging als ein Armer hinweg glückselig, der Holden zu spenden. —
Und Du warfst es hin! — Also verdient ich es nicht!
Wahrlich nicht! Das blutende Herz, wie verstoßenes Kindlein,
Nahm ich es auf in die Brust, stillte den zitternden Schlag,
Trag es herum in Leid und in Freud als stummen Gefährten,
Möchte es tragen dahin, wo es zum erstenmal schlug.
Heilet es nicht das heimische Thal, so findet es Ruhe,
Wenn einst über dem Grab' wanket das rauschende Gras.

(Aus Stifter's Jugendzeit.)

---

a.

Von der Donau bis zur Moldau.

Am oberen Laufe der Donau liegt die Stadt Passau. Der Strom war eben nur aus Schwaben und Baiern gekommen, und netzt an dieser Stadt einen der mittäglichen Ausgänge des baierischen und böhmischen Waldes. Dieser Ausgang ist ein starkes und steiles Geklippe. Die Bischöfe von Passau haben auf ihm eine feste Burg gebaut, das Oberhaus, um gelegentlich ihren Unterthanen Trotz bieten zu können. Gegen Morgen von dem Oberhause liegt ein anderer Steinbühel, auf dem ein kleines Häuslein steht, welches einst den Nonnen gehörte und daher das Nonnengütlein heißt. Zwischen beiden Bergen ist eine Schlucht, durch welche ein Wasser hervorkömmt, das von oben gesehen so schwarz wie Tinte ist. Es ist die Ilz; sie kömmt von dem böhmisch-baierischen Walde, der überall die braunen und schwarzen Wasser gegen die Donau sendet, und vereinigt sich hier mit der Donau, deren mitternächtliches Ufer es weithin mit einem dunkeln Bande säumt. Das Oberhaus und das Nonnengütlein sehen gegen Mittag auf die Stadt Passau hinab, die jenseits der Donau auf einem breiten Erdrücken liegt. Weiter hinter der Stadt ist wieder ein Wasser, das aus den fernen mittäglichen Hochgebirgen

kömmt. Es ist der Inn, der hier ebenfalls in die Donau geht, und sie auch an ihrer Mittagsseite mit einem Bande einfaßt, das aber eine sanftgrüne Farbe hat. Die verstärkte Donau geht nun in der Richtung zwischen Morgen und Mittag fort und hat an ihren Gestaden, vorzüglich an ihrem mitternächtigen, starke waldige Berge, welche bis an das Wasser reichende Ausgänge des böhmischen Waldes sind. Mitternachtwärts von der Gegend, die hier angeführt worden ist, steigt das Land staffelartig gegen jenen Wald empor, der der böhmisch-baierische genannt wird. Es besteht aus vielen Berghalden, langgestreckten Rücken, manchen tiefen Rinnen und Kesseln, und obwohl es jetzt zum größten Theile mit Wiesen, Feldern und Wohnungen bedeckt ist, so gehört es doch dem Hauptwalde an, mit dem es vielleicht vor Jahren ununterbrochen überkleidet gewesen war. Es ist, je höher hinauf, immer mehr mit den Bäumen des Waldes geziert, es ist immer mehr von dem reinen Granitwasser durchrauscht, und von klareren und kühleren Lüften durchweht, bis es im Arber, im Lusen, im Hohensteine, im Berge der drei Sessel und im Blöckensteine die höchste Stelle und den dichtesten und an mehreren Orten undurchdringlichen Waldstand erreicht. Dieser auch jetzt noch große Wald hat in seinen Niederungen vornehmlich die Buche, höher hinauf das Reich der Tanne und des ganzen Geschlechtes der Nadelhölzer, und endlich auf dem Grate der Berge auch oft Knieholz, nicht der Berghöhe, sondern der kalten Winde wegen, die gerne und frei hier herrschen. Von der Schneide des Waldes sieht man in das Thal der Moldau hinab, welche in vielen Windungen und im moorigen Boden, der sich aus dem Walde herausgelöst hat, in die ferneren Gelände hinausgeht. Gegen sie steigt der Wald in breiten dichten Wogen ab, nimmt sie nicht selten in seine Schatten und läßt sie wieder in Wiesen und Hutweiden hinaus. Und so geht er von ihr in vielen Wellen in mitternächtlicher gegen Morgen geneigter Richtung in das Land Böhmen hinein, bis er nach vielen Stunden, die ein Mann zu wandern hätte, mit der letzten der Wellen, die den Namen Blansko führt, an der Ebene steht, in welcher die Stadt Budweis liegt. Und wenn er in den Thalrinnen und tellerartigen Ausbuchtungen auch viele Wiesen, Felder und Ortschaften hat, so geht in der Mitte doch der ungeschwächte Waldwuchs von dem Blöckensteine in gerader morgenlicher Richtung über das Hochficht die Schönebene und den Schloßwald hinaus, und

in ihm ist keine Lichtung und keine Wohnung. Die Richtung der Moldau ist auch gegen Morgen. Sie ist ganz in dem böhmischen Lande. Ihr Fließen ist in dem Thale des großen Waldes sehr langsam. Unterhalb des Jesuitenwaldes kömmt sie in die Kienberge, die an ihrer linken Seite stehen. Hinter ihnen begegnet sie dem Fels der Teufelsmauer, und ihr Lauf wird an ihm ein rauschender und tosender. Hierauf geht sie noch um schöne Waldhöhen, und noch ein Weilchen gegen Morgen. Dann ändert sie ihre Richtung, wendet sich gegen Mitternacht und beginnt das Waldland zu verlassen. Ihr Fall bleibt da fortan ein lebendigerer und schnellerer, als er in der moorigen Thalsohle des oberen Waldes gewesen war. Sie begegnet noch manchem dichten Fels, dann manchem Waldhaupte, das sie in Schlangen zu umgehen gezwungen ist, und manchem langgedehnten Hange, an dem sie in gerader Richtung hinstreifen muß, bis die Berge immer kleiner werden, die sie leichter umspringt, bis sie nach mehreren Meilen gleich dem Blansko in die Ebene kömmt, in der Budweis liegt. Die bedeutendsten Orte, denen sie in dem Laufe, der genannt worden ist, in den heutigen Tagen begegnet, sind die Flecken Oberplan und Friedberg, die Abtei Hohenfurt und die Städte Rosenberg und Krumau. — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

(Aus Stifter's „Witiko".)

---

b.

Die Ruine Wittingshausen.

Bevor sich das Böhmerwaldgebirge gegen die Donau hin in seinen mannigfaltigen Bogenwellen allmählig abflacht und jene Hügelreihen bildet, die der Volksmund mit dem Namen „bucklige Welt" bezeichnet, schiebt es an seinem südlichsten Ende noch einen derben, fast freistehenden Gebirgsstock empor, der sich zwischen den Marken des oberen Mühlviertels und des Böhmerwaldes gelagert und im Munde des Volkes „der Thomasberg" heißt. Er ist aufgerichtet aus Urgestein und bekleidet mit dem dunklen Grün schwerer Nadelhölzer, die die Natur über jene Gegenden gelegt und trägt auf seinem Gipfel

eine zerfallene Ritterburg, „von dem Thale aus als ein luftblauer Würfel angesehen, der am obersten Rande eines breiten Waldbandes schwebt." An seiner Seite, dem Aufgange zu, liegt „das leuchtende Band der Moldau, durch den duftblauen Waldesrücken noch glänzender, eingeklemmt in den Thalwindungen, weithin sichtbar, erst ein Lichtfaden, dann ein flatternd Band und endlich ein breiter Silbergürtel, um die Wölbung dunkler Waldesbusen geschlungen; sie quillt hier in ein lichtes Thal hervor, das wie ein zärtlich' Auge aufgeschlagen ist, in dem ringsum trauernden Waldesdunkel. — Das Thal trägt dem wandernden Waldwasser gastliche Felder entgegen und grüne Wiesen, und auf einer derselben, wie auf einem Sammetkissen, einen kleinen Ort mit dem schönen Namen Friedberg."

— — — — — — — — — — — — — —

Die Jugend von Friedberg und die der Umgebung geht an heiteren Sommertagen gern zu dem alten Schlosse empor, um hier die weite reizende Rundschau zu genießen nach Oesterreich, Baiern und Böheim — oder sich in dem Gemäuer der Ruine herumzutummeln und zu vergnügen.

So saß auch der Junge „Adalbert Stifter" — der Liebling seiner Heimatgenossen — in vergangenen Tagen „oft in dem alten Mauerwerke, ein liebgewordenes Buch lesend oder blos dem lieben aufkeimenden Jugendgefühle gehorchend, durch die ausgebröckelten Fenster zum blauen Himmel schauend, oder die goldenen Thierchen betrachtend, die neben ihm in den Halmen liefen, oder statt all' dessen blos müßig und sanft den stummen Sonnenschein empfindend, der sich auf Mauern und Steine legte."

Oft und gerne verweilte er dort und träumte und träumte — und seine Phantasie formte jene anmuthigen Gestalten, denen wir in seinen „Studien" so gerne begegnen.

Und so wollen wir jenes schöne Stückchen Erde, welches der gütige Schöpfer dem armen Böhmerwäldler als eine Perle vor dessen Antlitz gelegt, — das unser Dichter liebte wie keines — ihm, dem edelsten Sohne des Waldes, dem einzigen Maler-Poeten, selbst schildern lassen:

„Ein grauer, viereckiger Thurm steht auf grünem Weidegrunde, von schweigendem, zerfallenem Außenwerke umgeben, tausend Gräser und schöne Waldblumen und weiße Steine im Hofraume hegend und von Außen umringt mit vielen Platten, Knollen, Blöcken und andern

wunderlichen Granitformen, die ausgesäet auf dem Rasen herumliegen. Keine Stube, kein Gemach ist mehr in wohnbarem Zustande, nur seine Mauern, jedes Mörtels und Anwurfes entkleidet, sehen zu dem reinen Himmel empor und tragen hoch oben manche einsame Thür, oder einen unzugänglichen Söller nebst einer Reihe Fenster, die jetzt in keinem Abendroth mehr glänzen, sondern eine Wildnis schöner Waldkräuter in ihren Simsen tragen. — Keine Waffen hängen an den Mauernbögen, als die hundert goldenen Pfeile der schief einfallenden Sonnenstrahlen; keine Juwelen glänzen aus der Schmucknische, als die schwarzen befreundeten Aeuglein eines brütenden Rothkelchens; — kein Tragebalken führt vom Mauerrande sein Dach empor, als manch' ein Fichtenbäumchen, das hoch am Saume im Dunkelblau sein grünes Leben zu beginnen sucht. — Keller, Gänge, Stuben — alles Berge von Schutt, gesucht und geliebt von mancher dunkeläugigen Blume. Einer der Schutthügel reicht von innen bis gegen das Fenster des zweiten Stockwerkes empor. Dem, der ihn erklimmt, wird ein Anblick, der, obwohl in geradem Gegensatze mit dem Trauerdenkmale ringsum, dennoch augenblicklich fühlen läßt, daß eben er die Vollendungslinie um das beginnende Empfinden lege, nämlich: über alle Wipfeln der dunklen Tannen hin ergießt sich Dir nach jeder Richtung eine unermess'ne Aussicht strömend in Deine Augen und sie fast mit Glanz erdrückend. — Dein staunender und verwirrter Blick ergeht sich über viele, viele grüne Bergesgipfel in webendem Sonnendufte schwebend und geräth dann hinter ihnen in einen blauen Schleierstreifen — es ist das gesegnete Land jenseits der Donau mit seinen Getreidehängen und Obstwäldern, bis der Blick endlich auf jenen ungeheuren Halbmond trifft, der den Gesichtskreis einfaßt: die norischen Alpen. — Der große Priel glänzt an heiteren Tagen, wie eine lichte Flocke am Himmelsblau hängend, — der Traunstein zeichnet eine blasse Wolkenkontur in den Krystall des Firmaments. — Der Hauch der ganzen Alpenkette zieht wie ein luftiger Feengürtel um den Himmel, bis er hinausgeht in zarte, kaum sichtbare Lichtschleier, drinnen weiße Punkte zittern, wahrscheinlich die Schneeberge der ferneren Züge.

„Dann wende den Blick auch nordwärts; da ruhen die breiten Waldesrücken und steigen lieblich schwarzblau dämmernd ab gegen den Silberblick der Moldau; — westlich blauet Forst an Forst in angenehmer Färbung und manche zarte, schöne, blaue Rauchsäule steigt

fern aus ihm zu dem heiteren Himmel auf. Es wohnet unsäglich viel Liebes und Wehmüthiges in diesem Anblicke! —"

— — — — — — — — — — — — — —

Für den Erbauer dieser Burg hält Sage und Geschichte „Witigo von Prcic", den Ahnherrn des einst so mächtigen böhmischen Dinastengeschlechtes der „Witigonen", welche sich in die Linien von Rosenberg, Neuhaus, Landstein, Austi, Stráz und der früh erloschenen besonderen Linien von Krumau, Wittingau, Gratzen, Lomnic u. a. abzweigen und die man, da sie — zum Zeichen der gemeinschaftlichen Abstammung sämmtlich die „rothe Rose" in ihrem Wappen führten, die „Herren von der Rose" und späterhin nach ihrer gleichnamigen Burg „die Herren von Rosenberg" nannte.

Witigo aber lebte in der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts und zwar zur Zeit, als dem Lande der Deutschen Friedrich Barbarossa, dem Lande der Böhmen Wladislav I. und der Ostmark Heinrich Jasomirgott vorstand. Im Jahre 1169 finden wir ihn als obersten Truchseß an dem Hofe des ersten Böhmerkönigs. Die Geschichte gedenkt seiner Sendung an Kaiser Rothbart im Jahre 1173, sowie seiner Gefangennehmung in der blutigen Schlacht bei Lodenic 1179. Im Jahre 1184 erscheint Witigo als Castellan von Prachin. Noch im Jahre 1192 unternahm er eine Wallfahrt zum Grabe Christi, starb aber bald nach seiner Heimkehr und zwar im Jahre 1194.

Witigo soll fünf Söhne gehabt haben, unter die er — der Sage nach (!) — eine fünfblättrige Rose mit verschiedenen Farben und Abzeichen als Wappen vertheilte.

So ist er wenigstens in einem Gemälde des Schlosses Krumau dargestellt.

Wok, der älteste Sohn von Witigo's zweitem Sohne, war der erste Regent seines Hauses. Er erbaute auf einem Bergvorsprung an der Moldau die mächtige Burg Rosenberg (1246) und gründete nicht weit davon (1259) das prachtvolle Cistercienserstift Hohenfurt. Nach seinem Tode (1262) übernahm die Regentschaft des Hauses Budiwoj von Krumau, Sohn von Witigo's erstem Sohne, dem später dessen Sohn Zawis von Falkenstein, der Günstling und spätere Gemal Kunigunden's, der Witwe Premysl Ottokar's, folgte. Bis in das 17. Jahrhundert hinein dauert die inhaltsvoll schwere Geschichte dieses hervorragenden Adelsgeschlechtes, welches mit so manchem

vornehmen Regentenhause im Verwandtschafts-Verhältnis stand, — bis sie mit Peter Wok, dem Apostaten, ihren Abschluß findet.

Den Ahnherrn der Witigonen erkor sich bekanntlich der vaterländische Dichter Adalbert Stifter zum Helden seiner historischen Erzählung „Witiko", die in der Einfachheit der Sprache — welche Ungeschmücktheit der Rede gleichfalls die Einfachheit der Menschen des Waldes und der Sitten der damaligen Zeit darstellen soll — in dem ersten Augenblicke absticht von den Blumen der früher erschienenen, epochemachenden Schilderungen dieses Dichters, für den Historiker und den Heimatgenossen jedoch von großem Interesse ist*). — Witigo's Haus aber, welches den Gipfel des Thomasberges krönt, bildet den Ausgangspunkt einer der schönsten Novellen dieses Dichters. — — — — — — — — — — — — — — — —

Ueber „Wittingshausen" selbst aber fügen wir noch folgende Daten an:

Eine Urkunde vom Jahre 1277, in Wittingshausen ausgestellt, besagt, daß Witigo von Krumau, ein Enkel des alten Witigo, auf seinem Sterbebette (positus in extremis) dem Kloster Hohenfurt mehrere Dörfer zu einem Seelgeräthe gibt.

Peter I. von Rosenberg, zubenannt der Mönch, Oberstkämmerer in Böhmen († 1347) erbaute unter anderem die Kirche auf dem

---

*) Stifter scheint die Beurtheilung, welche diese Erzählung von der Kritik erfahren, geahnt zu haben, als er die Dedication auf das Titelblatt seines „Witiko" schrieb; sie lautet:

„Seinen Landsleuten, insbesonders der alten, ehrwürdigen Stadt Prag, widmet diesen Dichtungsversuch aus der Geschichte seines Heimatlandes mit treuer Liebe der Verfasser."

Dem „Witiko" sollten noch „Wok" und „Zawis" u. a. folgen, — indeß starb der Dichter.

Historische Abhandlungen über diese beiden letzten, in der Geschichte des Hauses Rosenberg hervorragenden höchst interessanten Persönlichkeiten schrieb seiner Zeit Dr. Math. Pangerl und wurden dieselben veröffentlicht in den Jahrgängen 1870, 1871 und 1874 der „Mittheilungen des Vereines der Geschichte der Deutschen in Böhmen."

In denselben Blättern vom Jahre 1875 finden wir einen ausführlichen Artikel vom fürstlich Schwarzenberg'schen Central-Archivar Herrn Adolf Ritter von Berger, der sich mit der Geschichte der Burg „Wittingshausen" eingehendst befaßt.

St. Thomasberge in Witigstein (Wittingshausen), welche als dem Frohnleichnahm (in corpore Christi) geweiht, bezeichnet wird.

Nach König Wenzel's Gefangennehmung durch Jodok von Mähren war es Heinrich von Rosenberg, der ihn auf seinen Burgen Sobeslau, Wittingau, Maidstein, Krumau und Wittingshausen „in genauerm Gewahrsam hielt." Von hier aus wurde er den Starhembergern übergeben, die ihn in der Feste Wildberg vor Linz festhielten.

Ulrich von Rosenberg verkaufte 1412 (?) die Feste Wittingshausen mit dem böhmischen Gericht (beiläufig der Umfang der Pfarre Deutschreichenau an der oberösterreichischen Gränze) und allem, was dazu gehört, seinem Schwager Reinprecht von Wallsee um 600 Pfund Wiener Pfennige gegen Wiederkauf.

In Urkunden vom Jahre 1433 und 1456 hören wir „Wittingshausen" auch „Witibenhausen" nennen. In dieser Zeit erscheint ein Pfleger, Namens Georg Grassauer, auf dieser Feste.

Reinprecht's gleichnamiger Sohn schenkte am Montag nach St. Urbanstag 1464 aber „sein Geschloß und Herrschaft Wittinghausen mit aller seiner Zubehörung," dann den Markt Haslach seinem Vetter Johann von Rosenberg, welche Schenkung König Wladislaw II. im Jahre 1483 für Johannes' Söhne, bezüglich der in Böhmen gelegenen Besitzungen bestätigte, wonach Wittingshausen fortan ein Bestandtheil der Herrschaft Krumau blieb.

Nach dem Ableben des letzten Rosenberg's, des verschwenderischen Peter Wok, ging Wittingshausen mit der Herrschaft Krumau unter anderem laut Verträgen vom Jahre 1600, 1601 und 1602 in das volle Eigenthum des Kaisers Rudolf II. über und verblieben diese Besitzungen durch zwanzig Jahre bei der Habsburgischen Familie, während andere Rosenberg'sche Herrschaften an die Anverwandten dieses Adelsgeschlechtes kamen, bis auch diese unter Ferdinand dem Katholischen — dem Fiscus anheimfielen.

Laut Majestätsbrief vom 22. Dezember 1622 beschenkte Ferdinand seinen getreuen Feldherrn Hanns Ulrich von Eggenberg mit Krumau, Wittingshausen 2c. und nach dem Aussterben der Eggenberge vermachte die Witwe des letzten männlichen Sprossen dieses Geschlechtes, Maria Ernestine geb. Schwarzenberg, ihre Güter und Besitzungen ihrem Neffen, Adam Franz zu Schwarzenberg (1719), seitdem ist auch Wittingshausen in dem Eigenthum dieses Fürstenhauses.

Während der oberösterreichischen Bauernunruhen wurde Wittingshausen und zwar im Dezember 1618 in einer Nacht überfallen und eingenommen.

Im Jahre 1621 war der kaiserliche Hauptmann Georg Fux mit einer Besatzung von 200 Mann auf Wittingshausen.

Während des 30jährigen Krieges hatte Wittingshausen bald eine größere, bald eine kleinere Besatzung. Bei Annäherung der Schweden wurde die Burg in den Vertheidigungszustand gesetzt, und es befehligte dort im Jahre 1648 der Fürst Eggenberg'sche Cornet, Andreas Wintir; die Schweden aber drangen nicht dahin.

Ein im Jahre 1649, also unmittelbar nach dem Ende des 30jährigen Krieges aufgenommenes Inventar, das im Krumauer Archiv, aufbewahrt ist und die Einrichtung und Ausrüstung dieser Burg beschreibt, sowie eine Rechnung über die im Jahre 1725 an dem Dache der Ruine vorgenommene Reparatur sind die letzten Schriftstücke, welche von Wittingshausen Erwähnung thun.

Dann schweigt die Geschichte bis auf unsere Zeit.

Wann und wie dieses feste Haus Ruine wurde, ist nicht bekannt. Soll es — wie Wenzig in seinem „Böhmerwald" meint — in Folge desselben kaiserlichen Befehles, welcher Karlsberg und andere Schlösser Böhmens in Trümmer legte, abgebrochen worden sein? Wir bezweifeln es und glauben annehmen zu dürfen, daß schon unter den Eggenbergern, wahrscheinlich nach der Aufnahme des oben angeführten Inventars die selbständige Verwaltung von Wittingshausen aufgehoben und nach Krumau gezogen und das Haus seinem Schicksale überlassen wurde; faktisch war das Gebiet von Wittingshausen bis zum Jahre 1849 der Herrschaft Krumau unterthan.

Die Bewohner jener Gegend aber erzählen, daß vordem noch längere Zeit der fürstliche Jäger im Schlosse wohnte, bis auch diesem ein eigenes Haus gebaut wurde. Nun stand die Burg ganz leer — ein muthwilliger Knabe des Försters hätte einmal darinnen Feuer angemacht, und so kam das Gebäude um die Dachung. Nach und nach fielen auch die Wände ein, und nur das Hauptgebäude scheint der verheerenden Witterung noch Trotz bieten zu wollen.

Um aber dieses Denkmal grauer Vorzeit „vor dem gänzlichen Verfalle zu bewahren und Fremden die Möglichkeit zu bieten, von dort aus die herrliche Fernsicht

zu genießen", hat der gegenwärtige Besitzer von Wittingshausen, Fürst Johann Adolf zu Schwarzenberg, die Ausbesserung und Befestigung der Grundmauern, sowie die Anlegung einer Stiege und einer Terrasse im Innern der Ruine vornehmen lassen.

— — — — — — — — — — — — — —

Und so steht der graue viereckige Thurm noch immer auf grünem Weidegrunde, von schweigendem, zerfallenem Außenwerk umgeben, tausend Gräser und schöne Waldblumen und weiße Steine im Hofraume hegend und von außen umringt mit vielen Platten, Knollen, Blöcken und anderen wunderlichen Granitformen, die ausgestreut auf dem Rasen umherliegen; — und schaut der Gewaltige — ein Zeuge längst versunkener Geschlechter — wie eh' und zuvor weit — weit in die Lande hinaus!

(J. K. Markus.)

---

c.

Der Blöckenstein.

„Wenn sich der Wanderer von der alten Stadt und dem Schlosse Krumau, dieser grauen Witwe der verblichenen Rosenberger, westwärts wendet, so wird ihm zwischen unscheinbaren Hügeln bald hier bald da ein Stück Dämmerblau hineinscheinen, Gruß und Zeichen von draußen ziehendem Gebirgslande, bis er endlich nach Ersteigung eines Kammes nicht wieder einen andern vor sich sieht, wie den ganzen Vormittag, sondern mit eins die ganze blaue Wand von Süd nach Nord streichend, einsam und traurig. Sie schneidet einfärbig mit breitem, lothrechtem Bande den Abendhimmel und schließt ein Thal, aus dem ihn wieder die Wasser der Moldau anglänzen, die er in Krumau verließ; nur sind sie hier noch jugendlicher und näher ihrem Ursprunge. Im Thale, das weit und fruchtbar ist, sind Dörfer herumgestreut, und mitten unter ihnen steht der kleine Fleckchen Oberplan. Die Wand ist obgenannter Waldesdamm, wie er eben nordwärts beugt und daher unser vorzüglichstes Augenmerk. Der eigentliche Punkt aber ist ein See, den sie ungefähr im zweiten Drittel ihrer Höhe trägt.

Dichte Waldbestände der eintönigen Fichte und Föhre führen

stundenlang vorerst aus dem Moldauthale empor, dann folgt, dem Seebache sacht entgegensteigend, offenes Land; — aber es ist eine wilde Lagerung zerrissener Gründe, aus nichts bestehend, als tiefschwarzer Erde, dem dunklen Todtenbette tausendjähriger Vegetation, worauf viele einzelne Granitkugeln liegen, wie bleiche Schädel von ihrer Unterlage sich abhebend, da sie vom Regen bloßgelegt, gewaschen und rund gerieben sind. — Ferner liegen noch da und dort weiße Gerippe eines gestürzten Baumes und angeschwemmte Klötze. Der Seebach führt braunes Eisenwasser, aber so klar, daß im Sonnenscheine der weiße Grundsand glitzert, wie lauter röthlich heraufflimmernde Goldkörner. Keine Spur von Menschenhand, jungfräuliches Schweigen.

Ein dichter Anflug junger Fichten nimmt uns nach einer Stunde Wanderung auf und von dem schwarzen Sammte seines Grundes herausgetreten, steht man an der noch schwärzeren Seesfläche.

Ein gespanntes Tuch ohne eine einzige Falte liegt er weich zwischen dem harten Geklippe, gesäumt von einem dichten Fichtenbande, dunkel und ernst, daraus manch einzelner Urstamm den ästelosen Schaft emporstreckt, wie eine einzelne alterthümliche Säule. Gegenüber diesem Waldbande steigt ein Felsentheater lothrecht auf, wie eine graue Mauer, nach jeder Richtung denselben Ernst der Farbe breitend, nur geschnitten durch zarte Streifen grünen Mooses und sparsam bewachsen von Schwarzföhren, die aber von solcher Höhe so klein herabsehen, wie Rosmarinkräutlein. Auch brechen sie häufig aus Mangel des Grundes los und stürzen in den See hinab, daher man, über ihn hinschauend, der jenseitigen Wand entlang in gräßlicher Verwirrung die alten ausgebleichten Stämme liegen sieht, in traurigem, weißleuchtendem Verhack, die dunklen Wasser säumend. Rechts treibt die Seewand einen mächtigen Granitgiebel empor, Blockenstein geheißen; links schweift sie sich in ein sanftes Dach herum, von hohen Tannenwaldbeständen und mit einem grünen Tuche des feinsten Mooses überhüllt."

— — — — — — — — — — — — —

Das ist nach seiner eigenen Schilderung jene anmuthige, stille Waldoase, in welche der Dichter des „Hochwald" das „Waldhaus" stellte, das den lieblichen Töchtern „Heinrich des Wittinghausers" während der Schweden-Invasion zum Aufenthalte diente. Hier lebten und wandelten jene zart gedichteten Wesen inmitten der bemoosten Stämme des Urwaldes, umwallt von den stummen Harzdüften der

Fichten, umsummt von seltsamen Fliegen und Bienen, angelugt von den langstieligen Schattenblumen des Waldes — gleich Elfen in der Einöde, beschützt und beschirmt von dem alten Jäger „Gregor", dem treuen Sohne des Waldes, der ja selbst seine ganze Seele dem Walde nachgedichtet!

Auf diesen Höhen, an diesem Wasser läßt Stifter seinen aus Passau kommenden „Wittiko" zuerst nach dem Lande Böhmen schauen, auf jene unermeßlichen Wälder, die einst sein Eigen sein werden, auf die Felder der Menschen, die er einst beschützen, auf den Berg des heiligen Thomas, wo er einst sein Haus bauen wird!

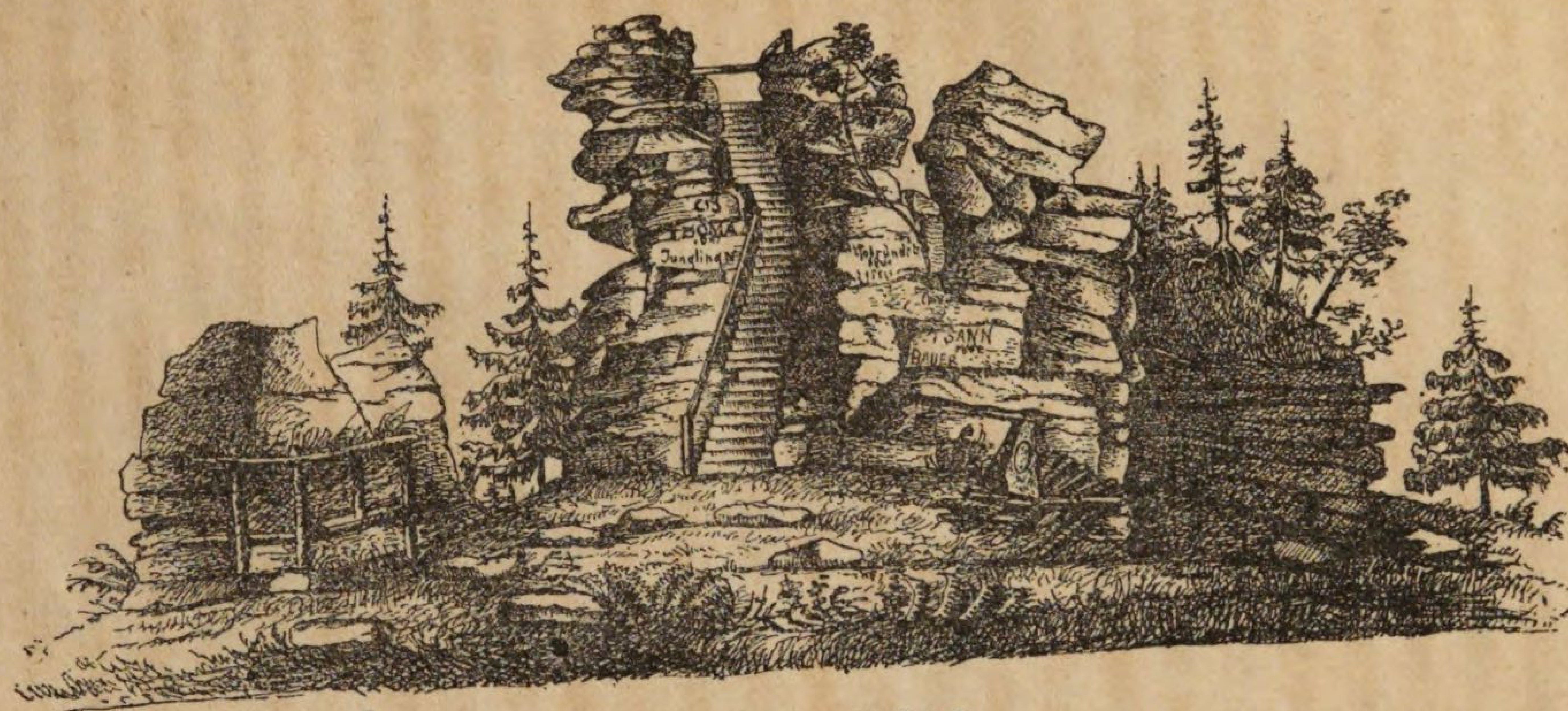
Es ist aber auch jene Stelle, welche die Sage mit ihrem geheimnisvollen Schleier belegte, die Stelle der „verwunschenen Heidenwand", in deren Gängen die flimmernden und funkelnden Schätze des heidnischen Königs aus Sachsen, der vor dem frommen Kaiser Karl floh, verzaubert liegen, und nur des Jahres einmal und zwar während der heiligen Passionszeit zu sehen sind, — es ist hier das schwarze Zauberwasser, in welchem unnatürliche Fische schwimmen — Forellen, roth um den Mund und gefleckt wie mit glühenden Funken, die im siedenden und brodelnden Wasser nicht todt, sondern immer lustiger und lustiger werden — — — — — — — — — — — — — und der Berg zu den Sesseln, wo einmal drei Könige saßen und die Gränzen der Länder Böhmen, Baiern und Oesterreich bestimmten.

— — — — — — — — — — — — — —

Nun noch über den „Blöckenstein" folgende Mittheilung: Derselbe kommt unter diesem Namen schon in Urkunden zur Zeit Kaiser Heinrichs dem Heiligen (1002—1024), und Heinrich dem Schwarzen (1039—1056) vor. Die Alten machten von diesem Berge folgende Beschreibung:

„Mons nominatissimus ob mirabilem, quem ad summitatem continet, lacum, aliosque insolitos naturae effectus, exteris etiam gentibus notus; nam experientia constat quod ad commotionem hujus lacus seu dum in eum aliquid, ut lapis vel lignum injicitur illico tempestas oboriatur. Dividit hic mons ad partem occidentalem teritorium Plagense a Boemia et Bojaria, cujus summitatem vix ulli ascendunt praeter venatores, et qui curiositate alliciuntur, est enim locus undequaque impervius, desertus, et vastus."

Diese letzte Aufzeichnung rührt von einem längst dahingeschiedenen



Der Dreisesselfels.

Prämonstratenser-Chorherrn des Stiftes Schlägel her und zeigt, daß die Sagen, die diese anmuthige Waldoase mit ihrem Schleier belegten, nicht allein im südlichen Böhmen, sondern auch in Oberösterreich und Baiern bekannt sind und waren. —

Der „Blöckenstein" ist der „Blocksberg" des südlichen Böhmens. —

(J. K. Markus.)

---

d.

Der Rosenberger und der Dreisesselberg.

Mittagwärts von den drei Sesseln und dem Blöckensteine liegt eine Ortschaft, welche den Namen Lackerhäuser führt. Die Lackerhäuser aber liegen nicht bei einander, sondern auf einem sehr großen Raum zerstreut. Wie der Wald lange, weiche, polsterartige Erhöhungen oder sanfte Dachungen sich hinabschiebt, auf denen entweder wieder Wald, oder zerstückte Wäldchen, oder helle Matten, oder grünende Felder sind, so stehen auf solchen Matten, oder an einem Wäldchen, oder auf einem Hange die Häuser. Sie sind meist aus Holz, und haben ein flaches Dach, auf welchem große Steine liegen. Manches hat ein Stückchen weiße Mauer. Sie sind also eigentlich Waldhäuser, wie man sie unter vielerlei Namen auf den Schwellungen und Dachungen an dem Walde längs seiner ganzen Ausdehnung bis gegen Eger hin findet. Die Lackerhäuser haben eine kleine Schule, aber keine Kirche. Ihre Pfarrkirche steht mittagwärts eine Stunde von ihrer Mitte entfernt auf der halben Höhe eines langen Berges, und heißt Breitenberg. Eines der Lackerhäuser, fast das nördlichste, macht von allen übrigen eine Ausnahme. Es ist ein fast schloßähnliches Gebäude aus einem Haupthause und einem Seitenflügel bestehend. Es hat ein Stockwerk und noch Dachzimmer. Mathias Rosenberger, der durch Handel wohlhabend geworden war, hat es gegen das Jahr 1818 erbaut. Er ist auch der Wohlthäter und gewissermaßen der Vater der anderen Lackerhäuser geworden. Sein jüngster Sohn, Franz Xaver Rosenberger, erbte das Anwesen, dehnte seine Geschäfte noch mehr aus, und ward auch, wenn man so sagen darf, der Patriarch der Lackerhäuser. Er

zierte seine Wohnung mit schönen, meist alterthümlichen Geräthen, einigen Bildern und werthvollen Büchern, und führte ein schönes Mädchen aus einem achtbaren Bürgershause Münchens als Gattin in seinen Wald, die jetzt die Mutter mehrerer lieber Kinder ist. Unter dem alten Rosenberger war das Haus auch ein Gasthaus. Franz baute ein eigenes stockhohes Gasthaus neben seinem Hause. Das hinderte aber nicht, daß er stets Freunde oder höher gestellte Menschen gastlich in die Räume seines Hauses aufnahm. So wurde jene Stelle ein Punkt geselligen Verkehres, nicht nur für einzelne Reisende, die kamen, den Wald zu besuchen, sondern auch für ganze Gesellschaften, die erschienen, und für manche Familien aus Passau, München, Linz, Budweis und anderen Orten, die eine Zeit im Sommer oder Herbste in den Lackerhäusern zubrachten.

Der Name Rosenberger wurde weithin bekannt. Wenn Stifter in der Ferienzeit seiner Studien oft von seiner Heimat Oberplan im südlichen Böhmen in jene Wälder streifte, stieg er gerne auf der anderen Seite zu dem alten Rosenberger hinab, und verweilte, nicht selten mit mehreren Genossen, durch eine Zahl von Tagen in seinem Hause, wo gute und sehr billige Bewirthung zu treffen war. So wurde er mit seinen Kindern befreundet, was zur Folge hatte, daß er mehreremale in späteren Jahren mit seiner Gattin im Hause Franz Rosenbergers war, wo er ihnen im ersten Stockwerke des Seitenflügels eine Wohnung von einem größeren Zimmer und drei Kabinetten und einer Küche anwies. Wegen Kränklichkeit seiner Gattin brachte Rosenberger in späteren Jahren den Winter in Passau zu und siedelte endlich vor einigen Jahren ganz nach Passau über. Die ebenerdigen Räume seines Hauses, ein Verkaufsgewölbe desselben und die Feldwirthschaft verpachtete er, das obere Geschoß des Hauses behielt er sich vor. Und so kömmt er oft von Passau in sein Waldhaus, und seine Gattin und ihre Kinder bringen jeden Sommer eine Zeit dort zu.

Im Sommer 1866 bewohnte Stifter das letztemal die Räume in dem Hause unter dem Thürmchen, und dieser Zeit entstammt auch die Schilderung des großen Schneefalles im baierischen Walde. —

Es ist ein reizender Blick aus den Fenstern dieser Wohnung. Ist er nicht so ergreifend wie der in einer erhabenen Alpengegend, so schmeichelt er sich je länger desto lieblicher in die Seele. Ein Kreis

Land liegt gegen Mittag, dessen Ränder zu beiden Seiten des Hauses nahe, weiter weg aber zu zwei bis fünf Meilen entfernt sind. Berge, Hügel, Abhänge, Schluchten, Thäler, Flächen, Wälder, Wäldchen, Wiesen, Felder, unzählige Häuser und mehrere Ortschaften mit Kirchen sind in diesem Kreise. Man kann Jahre lang hier weilen und ersättigt sich nicht der Mannigfaltigkeit der Gestaltungen. Und an klaren Tagen ragt an einer Stelle des südlichen Randes des Kreises noch die Priel-gruppe der Alpen empor, und es sind rechts davon noch einige blaue Häupter sichtbar. Es ist ein wundervoller Anblick, wenn an Sommer-nachmittagen oder noch mehr in der Abenddämmerung an dem ungeheuren Gesichtskreise breite Gewitter hingehen und ihre Feuer spielen lassen.

An der nördlichen Seite des Hauses sind Felder, deren Breite etwa zwei Flintenschüsse beträgt. Dann steigt der dichte, ununterbrochene, schwere Wald hinan. Das breite, bläuliche, schwärzliche, grünliche Band schaut ungemein ernst und an Sonnentagen doch sanft auf die Lieblichkeit des südlichen Kreises hinab. Links, wenn man über das Haus hinblickt, zieht sich die ungemeine Mächtigkeit des Rückens des Sesselwaldes fort, der gegen seinen Rand hinauf einige entblößte Geröll-stellen hat, die aber in der Nähe ein Gewirr häusergroßer Granitblöcke sind. Rechts ist die noch höhere Seewand mit noch mehr solchen Geröll-stellen. An ihrer entgegengesetzten Seite liegt der Blöckensteiner-See. Die Breite des sogenannten wilden Waldes beträgt in jener Gegend zwei bis drei Meilen. Ueberall, wo man in den reizenden Gefilden herum-geht, und es sind der Wanderwege unzählige, einer lieblicher als der andere, zieht die Würde des Waldes den Blick an sich, und die Gegend, deren Anmuth man vielleicht auch anderwärts anträfe, erhält durch diese Würde erst ihre Erhabenheit. An den Wänden des Waldes rinnen allwärts Quellen herab und strömen in den tiefen, mitunter sehr scharfen Schluchten, die zwischen den weichen Kissen und Matten sind, dahin, so daß man an stillen Abenden durch die offenen Fenster das Rauschen in die Zimmer hört. Das Wasser ist glashell, daß man den Sand und die Steinchen des Grundes heraufschimmern sieht, und daß dort, wo es sich etwa still in einem Grunde des Waldes zwischen Steinen sammelt und ruht, die Gränzfläche zwischen Wasser und Luft, wenn man in den Schlund hineinsieht, nicht zu erkennen ist. Weil das Wasser aus einem ungeheuren Granitlager kömmt, hat es fast keine Stoffe in sich gelöst und ist der lieblichste und erquickendste Trank.

Mit der edlen Waldluft ist es ein gesundheitsfreundliches Ding, wie man nur immer eines zu finden vermag.

Am Rande des Waldes ist in den Schluchten meist in und an dem Wasser ein Geschiebe von Granitblöcken. Sie gehen auch noch tiefer hinab, und nicht selten liegt mitten in dem Grün der Matten ein Block, so groß wie eine Waldhütte, und so dicht, daß die schönsten Werke daraus gemeißelt werden könnten. Oft stehen an solchen Blöcken schöne Bäume, besonders Ahorne, dann Birken, Eschen und andere Laubbäume mit Nadelholz gemischt, und solche Gruppen ziehen gegen den hohen Wald hinan. Und dieser Rand und das Land schimmern in einem Grün, wie man es sich kaum denken kann. Oberösterreich ist ein besonders grünes Land, und doch, wenn man von diesem Walde in seine Fluren hinab kommt, sind sie beinahe grau.

Nicht blos gesundheitbringend, sondern auch stillend und seelenberuhigend ist es, wenn man hier wandelt, und Alles auf sich wirken läßt: das Gras an dem Wege mit den tausendartigen Waldblumen und dem weißen Stein darin, und den ernsten Baum, und die hellen Wiesen, und das einfärbige Getreide der Felder, und die glänzenden Dächer der Hütten, und die Hügel und Wäldchen, und den Duft der Ferne mit manchem weißen Punkte einer Kirche, und die unermeßliche leuchtende Himmelsglocke über dem Haupte. Und wenn man eine mäßige Höhe hinter dem Rosenbergerhause hinaufgeht, sieht man am südlichen Rande des Landes das ganze, ungemein sanfte Band der salzburgischen und steierischen Alpen mit manchem Blicke eines Schneefeldes darinnen. Zu allem dem vernimmt man das leise Rauschen der Bäche, mitunter den Klang einer Heerdenglocke von dem Walde herab, oder hoch oben das schwache Wirbeln einer Lerche. Man glaubt, die Welt ist voll Ruhe und Herrlichkeit. Und wenn man von dieser Ruhe in eine andere geht, in die des großen Waldes, so ist es wirklich wieder eine Ruhe und wirklich eine andere.

Der Blick wird beschränkt, nur das Nächste dringt in das Auge, und ist doch wieder eine unfaßbare Menge der Dinge, die edlen Tannen, wie mächtig ihre Stämme auch sein mögen, stehen schlank wie die Kerzen da, und wanken sanft in dem leisesten Luftzuge, und wenn der stillste Tag draußen ist, so geht in das Ohr, kaum vernehmlich und doch vernehmlich, ein schwaches erhabenes Sausen — es ist wie das Athemholen des Waldes. Zu der Tanne gesellt sich ihre geringere, aber doch

schöne Schwester, die Fichte, dann kommt die hellgrünlaubige Buche und in den Tiefen an Wässern die Erle, und es kommen andere wasserliebende Bäume. Und zwischen den Stämmen ist die Saat der Granitblöcke ausgebreitet, einige grau, die meisten mit Moos überhüllt, dann scharen sich die Millionen Waldkräuter, die Waldblumen, dann sind die vielfarbigen Schwämme, die Ranken und Verzweigungen der Beeren, die Gesträuche, und es ist manches Bäumchen, das sein junges Leben beginnt. Hier und da blickt ein ruhiges Wässerlein auf, oder schießt ein bewegtes durch die Dinge dahin. Wenn draußen das breite Meer des Lichtes war, so ist es hier in lauter Tropfen versplittert, die in unzähligen Funken in dem Gezweige hängen, die Stämme betupfen, ein Wässerchen wie Silber blitzen machen, und auf Moossteinen wie grüne Feuer brennen. Oft wenn eine Spalte ist, wird das Dunkel des Waldes durch eine glühende Linie geschnitten. Die vielen Thierchen des Waldes regen und bewegen sich, und wenn die auf dem Boden durch ihre Gestalt und Lebensweise ergötzen, so erfreuen die der Höhe durch ihre Laute. Und in Alles tönt das ununterbrochene Rauschen der Wässer. Und wenn man fortwandert, ändert sich Alles und bleibt doch Alles dasselbe. So kann man viele Stunden wandern, und spannt der heilige Ernst des Waldes Gemüther, die seiner ungewohnt sind, anfangs wie zu Schauern an, so wird er doch immer traulicher, und ist endlich eine Lieblichkeit wie die draußen, nur eine feierlichere.

Und wie eindringlicher und erweckender wirkt es erst, wenn man irgend ein Ding zum Gegenstand seiner Betrachtung oder wissenschaftlichen Forschung macht, sei es das Leben der Himmelsglocke mit ihren Farben und Wolken, oder sei es das Leben mancher Thiergattung, oder seien es nur die verachteten Moose, die mit ihren verschiedenen Blättchen, oder den dünnsten goldenen Seidenfäden den Stein überkleiden.

Da zeigt sich im Kleinsten die Größe der Allmacht.

Von den Scheuern des Rosenbergerhauses führt ein Fußpfad einem Wässerlein entgegen am Feldrande bis zu dem Walde. Dort strömt ein klarer Bach aus dem Dunkel hervor. Und von dort geht ein Weg, so trefflich, daß ihn eine Frau mit Stadtschuhen begehen kann, schräge an der Waldbachung zu den drei Sesseln hinan. Wenn man sehr langsam geht, kommt man in zwei Stunden an die Schneide des Waldes hinauf. Man geht beständig unter hohen Bäumen, eine Strecke

unter sehr schönen Buchen. Auf der Waldschneide stehen hie und da Granitgiebel empor, die aussehen, als wären sie aus riesigen Steinscheiben gelegt worden. Wahrscheinlich sind es Reste eines ausgewitterten, gewaltigen Granitrückens. Manche sind gerade so wie steilrechte, aus Steintellern gelegte Säulen. Die bedeutendsten sind der Sesselfels und der Hohenstein. Man kann noch den Seethurm des Blöckensteines dazu rechnen. Von anderen Blöcken solcher Art, die noch auf der ungeheuren Schneide des ganzen Waldes stehen, ist hier nicht die Rede. In den steilrechten Sesselfels ist eine Steintreppe gehauen. Wenn man sie hinangestiegen ist, steht man auf einer wagrechten Steinfläche, auf welcher nur einige Menschen Platz haben. Man steht gerade mit seinen Fußsohlen neben den Wipfeln der hohen Bäume. Mit Sesseln hat der Fels nicht die geringste Aehnlichkeit, eher wäre er ein großer Säulenknauf. Vor mehreren Jahren standen noch an der Oberfläche des Steines drei Lehnen empor, welche Spalten zwischen sich hatten, durch die man hinaussah. Damals glich der Fels einem riesigen Predigtstuhle. Die Leute nannten die Lehnen Sessel, daher der Name. Stifter wollte im Jahre 1855 in die nördliche Lehne wirklich einen Sitz hauen lassen, so daß man von ihm die ganze südliche Fernsicht genießen könnte; aber der Entschluß fand Verzögerungen durch Voranstalten, Umfragen und dergleichen. Indessen, waren nun die Lehnen schon seit Langem locker oder ist die Auswitterung sehr rasch geschritten, fanden sich mehrere Leute, die sich die Arbeit machten, die vielen Zentner schweren Lehnen in die südliche Tiefe zu stürzen. Dort liegen sie nun unter anderem Steingetrümmer. Als sie noch standen, waren sie von Ferne wie ein Würfel auf dem Waldesrande zu sehen, jetzt ist von der Ferne nichts mehr sichtbar, weil der Fels nur bis zu den Baumwipfeln reicht, außer es stünden eben Menschen auf ihm, die man dann mit dem Fernrohre finden würde.

Höhere Berge haben oft einen weniger lohnenden Fernblick als dieser Fels. Man sieht gegen Mittag hinab auf die Schwere des Waldes, durch den man heraufgegangen ist, und da zeigt er sich erst recht, wie es der Hinaufblick nicht vermag. Dann kömmt das hüglige Land bis zur Donau mit den tief drunten liegenden, grünen Schwellungen und den weißen Ortschaften, Kirchen und Häusern darauf und den unzähligen Wäldchen, Wiesen und Feldern und mit manchem dunkeln Rücken, der ein großer Wald heißen würde, wenn man nicht

auf dem sehr großen Walde stünde. Dann erscheint der schleierige Streifen des obst- und kornreichen Landes nördlich der Alpen. Man sieht darin die Glanzfäden der Donau, des Inn und der Isar. Manche behaupten, mit Fernröhren die Thürme der Liebfrauenkirche von München gesehen zu haben.

Regensburg wird durch die Wälder bei Stauf gedeckt. Endlich ist als Gränze die Krone des Ganzen, die Alpenkette von Pinzgau bis zum Schneeberge in Unterösterreich, im zartesten, gezackten Blau, daß der Kundige jede seiner Höhen und jedes seiner Schneefelder findet. Und über Allem ist der feeige Duft und Schmelz der Luft, der ausgedehnte Landschaften so unsäglich anmuthig macht, und den der Pinsel so selten erreicht, wenn es nicht etwa Claude Lorrain gelungen ist, der aber nie so große Dehnungen gemalt hat. Gegen Nordwest, Nord und Nordost ist die Aussicht beschränkter aber sehr ernst. Waldwoge steht hinter Waldwoge, bis eine die letzte ist und den Himmel schneidet. Großartig ist es, wenn Wolkenberge an dem Himmel lagern, und mit blauen Schattenflecken dieses Waldmeer unterbrechen. Kann man eine herrliche Alpenansicht, ein schwungvolles lyrisches Gedicht nennen, so ist die Einfachheit dieses Waldes ein genossenes episches.

Nicht weit von dem Sesselfels steht der Hohenstein, auf den eine hölzerne Treppe führt, und von dem aus eine größere Fernsicht nach Böhmen ist, aber eine weit kleinere nach Süden.

Von den Sesseln kann man auf einem knorrigen, steinigen, oft sumpfigen Wege, der streckenweise, namentlich gegen das Ende, gar kein Weg mehr ist, immer auf der Schneide des Waldes ostwärts gehend, in etwas mehr als zwei Stunden zu dem Blöckensteine gelangen, der höher ist als der Sesselberg, aber eine geringere Rundsicht hat. Wenn man jedoch um den Steingiebel, der den Namen Seethurm führt, links herum wendet, und einige Schritte abwärts geht, steht man plötzlich auf dem Rande einer steilrecht abfallenden Felsenwand. Links sieht man gewaltige Felsen niedersteigen, rechts steigen Felsen hinab, überall gehen Wälder hinab, und auf dem Grunde dieser Nische an dem Saume eines Gewirres hinabgestürzter und bleichender Baumstämme, steht ein ruhiges, starres, schwarzes Wasser, jenseits von einem schmalen, dunkeln Waldbande gesäumt. Es ist der Blöckensteinsee. An sonnigen Tagen zeigt der Hinabblick in all' das blaue Dämmern und Weben der hinuntersteigenden Wälder, der hinunterstehenden Felsen,

des bleichenden Saumes, des stahlblau und schwarz schillernden Wassers, des Uferbandes, und dann ein Blick auf das einfärbige Himmelblau etwas so zauberhaft düster holdseliges, daß manche Gemüther davon mächtiger erfaßt werden, als von der Pracht des Blickes von den Sesseln aus. Stifter erzählt, daß er einmal einen Freund von der Felsplatte, die an der Wand gleichsam über dem See schwebt, kaum fortbringen konnte. Man kann den See links von der Wand aus umgehen, und an sein flaches jenseitiges Ufer hinab gelangen, aber der Gang ist durch die Steintrümmer, Farrenkräuter, Brombeerranken und anderes Geniste und über gefallene, modernde Bäume äußerst beschwerlich. Die von dem Moldauthale aus den See besuchen, kommen an seinem östlichen flachen Ufer an. Man hat dort an Nachmittagen den schönsten Anblick gegen die schattige, gleichsam wie in Schleiern zitternde Seewand.

Vom See gelangt man auf einem anderen Wege leicht in zwei Stunden zu dem Rosenbergerhause hinab.

Im Sommer, besonders aber im Frühherbste, dessen Tage im Walde oft sehr schön und trocken sind, kommen häufig Reisende in die Lackerhäuser, um die Sessel und den See zu besuchen. Der See ist auch schon gemalt worden. Im Sommer, am Tage des heiligen Jakob, wird an den Sesseln jährlich ein Volksfest abgehalten. Da ist eine Menschenmenge an dem Fuße des Sesselfelsens, und es wird gesotten und gebraten. Wie viele aber gehen da hinauf, die nicht die Herrlichkeit der Natur im Sinne haben.

Die Lackerhäuser stehen auf baierischem Boden hart an der österreichischen Gränze. Man gelangt in einigen Minuten von dem Rosenbergerhause zu dem Bache, der die Gränze bildet. Jenseits desselben stehen wieder zerstreute Häuser der Ortschaft Schwarzenberg, deren Kirche nebst dem Schulhause von einem fast kegelförmigen Berge emporragt. Auf dem Fußwege gelangt man leicht in drei Viertheilen einer Stunde zur Kirche. Der Fahrweg ist weiter. Vom Rosenbergerhause führt eine schmale Straße abwärts bis zu dem sogenannten Gränzaufseherhause, wo sie in die baierische Straße mündet, die von Waldkirchen her östlich gegen Oesterreich läuft. Diese Straße geht bis an die Gränze, wo ein Zollhaus für Oesterreich und Baiern steht. Von da knüpft sich die österreichische Straße an, und geht südöstlich über Schwarzenberg nach Aigen, wohin man mit guten Pferden in zwei Stunden gelangt. In Aigen wird man von der Reichsstraße zwischen

Krumau und Linz aufgenommen, und kann von da leicht in sechs bis sieben Stunden nach Linz fahren.

Noch ist zu erwähnen einer schönen Ebereschenallee, die eine Strecke an dem Rosenbergerwege vor dem Hause aus dahin läuft. Am Ende der Allee hat Rosenberger eine Kapelle bauen lassen, auf deren Altar ein gutes Marienbild ist. An gewissen Tagen des Jahres wird in der Kapelle Messe gelesen. Das geschieht zuweilen bei Gelegenheiten auch an andern Tagen. Einmal verweilte ein Priester aus Passau gesundheitshalber in den Lackerhäusern, und da war täglich in der Kapelle Gottesdienst. Auf dem Dache des Seitenflügels des Rosenbergerhauses ist ein Thürmchen mit einer Glocke, die das Zeichen zur Morgen-, Mittag- und Abendandacht gibt.

Das ist die Gegend, in welcher Stifter so gerne und so oft weilte, und zu welcher er stets seine Zuflucht nahm.

(Aus dem baierischen Walde.)

---

e.

Oberplan.

In einer Lichtung des Böhmerwaldes, die heute durch Menschenhand viel größer und ausgedehnter wurde, als sie die Natur einst geschaffen, und in der sich lange Linien und weite Flächen von Aeckern und Wiesen hinziehen, bis sie wieder vom Walde oder von Bergen begränzt werden, liegt der Geburtsort des „Hochwalddichters." „Plan" heißen die Menschen diese Ansiedlung, und da weiter unten im Lande ein gleichnamiger Ort vorkommt, so heißt man diesen zur Unterscheidung den „oberen Plan" oder kurzweg „Oberplan."

„Plan ist ein schöner Ort", sagt der Pfarrer des Ortes in der historischen Erzählung „Witiko" zu dem jungen Reiter, der von Zeit zu Zeit in das steinerne Haus seiner Mutter kommt, „er liegt lieblich in dem Walde, und er ist auch wichtig. Als das Christenthum noch wenig verbreitet war, als das ganze Land Böhmen noch am Heidenthume hielt, waren hier zwei christliche Einsiedler, die den Fleck reuteten, darum er der obere Plan heißt, und die die christliche Lehre ausbreiteten. Darum ist dann auch eine Kirche geworden."

In Urkunden kommt dieser Ort auch unter dem Namen „Horni Plana" oder als „Plana de Monte Viskonis" vor, denn er liegt an dem Hange des Berges „Witigo", der ihn im Norden vor dem Andrange rauher Stürme schützt. Die Menschen haben auf seiner Spitze ein rothes Kreuz errichtet, weßhalb er heute der „Kreuzberg" genannt wird.

Diesem schließt sich gegen Abend die „Milchbäurin" an, und weiter im Westen zieht „das Dämmerblau des Blöckensteines" dahin, gegen Aufgang lehnt der „Roßberg" mit seinem erhabenen Punkte grauen Gesteines, dessen Gipfel mit der überhängenden Platte dem Hirtenknaben im „Haidedorf" mit dem tiefbraunen Gesichtchen und den pechschwarzen Augen voll Güte und Klarheit als Rednerbühne diente, — und in der Richtung gegen Mittag flattert der Silberschein der jungen „Moldau".

„Witiko ging gerne auf jenen Berg, wo das rothe Kreuz steht und schaute ringsum auf die Wälder, die um ihn zu sehen sind. Die Mädchen von Plan nannten deßhalb den Berg Witiko's Berg."

Das Hauptgebäude des Ortes ist die Pfarrkirche mit ihrem Glockenthurm, im Jahre 1384 das erstemal urkundlich erwähnt und ist der heiligen Margaretha geweiht. Weiter auf dem Berge erblickt man eine Kapelle der schmerzhaften Mutter Gottes. Beiden hat Stifter in seinen Schilderungen eine Stelle der ehrfurchtsvollen Erinnerung gewidmet.

„Wie oft, wenn wir Wallfahrer spielten und ein Fähnlein auf einem langen Stabe trugen, dazu wir einen Lappen aus dem Kehrichte gezogen hatten, mochte der Lappen aus einem schmeichelnden Kleide gewesen sein, das einst die Glieder eines lieben Weibes bedeckt hat. Oder wir saßen im Grase, streichelten mit den Fingern an die schillernden Fäden des hingesunkenen Fähnleins und sangen: „Margaretha, Margaretha"; denn die Mutter hatte uns oft von einer Margaretha erzählt, die eine schöne, weiche Frau unserer Vorfahren gewesen sein soll. Wir sangen: „Margaretha, Margaretha", bis wir selber eine Art Furcht vor dem Lappen hatten."

Noch als Mann dachte Stifter an seinen ersten Kirchgang, wie ihn Onkel Simon, als er noch nicht ganz ein Jahr alt war, zur Auferstehungsfeier mitgenommen hatte, und wie er von der Emporkirche herab eine unaussprechliche Herrlichkeit von Lichtern, Farben und Flammen gesehen, wie da Gestalten in weißen und goldenen Gewändern

hin- und hergewandelt und wunderbare Töne und Klänge in den Räumen geflossen; wie er dann als Knabe das Abendläuten besorgt, mit dem großen Bund Schlüsseln in der Hand zur Kirche eilte, aufsperrte, über die steinerne Treppe zur Emporkirche stieg und dann über die hölzerne in den Glockenthurm . . . . wie dann mit dem Brummen der großen Glocke das Grauen kam . . . immer stärker . . . und zum Entsetzen anwuchs, als sich mit ihr noch die kleine vereinigte. . . . . .

Rechts neben der Kirche steht das Pfarrhaus und gleich daran das wichtigste Gebäude des Ortes, die Schule. Hier lebte und wirkte seinerzeit ein Mann, Namens Josef Jenne, der Stifter's Talent richtig erkannte und zu würdigen wußte.

Weiter gegen das Südostende des Ortes liegt in Grün gehüllt Stifter's Geburtshaus.

Vor seinen Fenstern liegt ein Gärtchen mittelst Holzzaun eingeschlossen. Darin blühen „die Nelken des Hagestolz", „die Rosen des Witiko", darin wuchert vielleicht noch unausrottbar die „Angelika" des Dr. Augustin, da steht noch ein Hollunderstrauch mit seinen duft'gen Doldenblüthen, und daneben lehnen „die grauen Stämme, deren grüne Aeste noch alljährlich schwarze Vogelkirschen tragen und im Herbste bluthrothe Blätter fallen lassen." „Dicht vor der Eingangsthüre liegt ein großer achteckiger Stein, von der Gestalt eines in die Länge gezogenen Würfels". Es ist derselbe, auf welchem Adalbert saß, als der schalkhafte Wagenschmirmann kam und dessen Füße mit brauner Flüssigkeit bestrich, die das kleine Närrlein in seiner Einfalt zum nicht geringen Entsetzen der Mutter und Mägde in die reingescheuerte Stube trug und so den Fußboden voll von Pechspuren machte, — wie dann das große Unglück der Züchtigung von Seite der Mutter über ihn kam, bis dann der Großvater wieder helfend und tröstend gekommen, ihn gereinigt und mit ihm nach „Melm" gegangen ist, wo er ihm auf dem Wege dahin die Berge und Ortschaften zeigte und die Flurnamen sagte den Hüttenberg und den Filippgeorgsberg, den Seewald und den Sesselberg, den Tussetwald, den Glöckelberg und den Spitzenberg, die Pranghöfe, die Stift und die Hammermühle, — die Dürrschnäbel, die Pestwiese, den Peststeig und den Pesthang . . . . und die schönen Sagen erzählt hat, nämlich von dem wunderthätigen Wasser auf dem Kreuzberge, vom Beringerbrünnlein, vom Hausberg, vom Pechbrenner

und von der Drillingsföhre, auf welcher zur Zeit der Pest das Vöglein saß und sang:

„Eßt Enzian und Pimpinell,
Steht auf, sterbt nicht so schnell!“

Es ist das Haus, dessen Fenster gerade auf den Roßberg sehen, wo Felix, dieser herrliche Sohn der Haide, wohnte und von wo ihm, als er einmal fortging, die alte, blöde Großmutter, die „wie ein Schemen hinter dem Hause, ewig einsam und ewig allein in der Gesellschaft ihrer Todten weilte, zurückspinnend an ihrer inneren ewig langen Geschichte“ Segensworte nachrief. Es ist dasselbe Haus, welches sich, nach des Dichters Erzählung, der weitberühmte Doktor und Heilkünstler Augustin baute, in welchem er lebte, wo er seine „Mappe“ anlegte, und in welches er seine liebe Braut einführte. Die Gemächer sind noch dieselben, wie sie zuvor waren, in ihnen finden wir hoffentlich noch die seltsamen Hausdinge, noch die alten Schränke und Gerüste, den Arzeneischragen und den Ahorntisch, die Uhr mit der Spitzhaube und auf der Bank den langen Lederpolster liegen; auf den Boden finden wir den wunderbaren Hausrath aufgespeichert: die Truhe, in welcher lieb' Mütterlein manche Kostbarkeiten aufbewahrte, die keinen andern Zweck hatten, als daß sie immer liegen blieben, und die die Kinder gelegentlich zu sehen bekamen, wenn sie einmal etwas Seltenes zu suchen ging, und sie die Köpfe mit in die Truhe steckten; — und dann die Scheuer und die Wagenlaube, „wo sich verworrene Stangen sträubten, alternde Strohbünde bauschten, noch bekannte Federn längst getödteter Hühner stacken, tellergroße schwarze Augen aus den Naben alter Räder glotzten und daneben im Stroh manch tieferes Loch gohr, so schwarz wie ein Doktorhut“; dann der Schüttboden mit der goldglänzenden, heiligen Margaretha.

— — — — — — — — — — — — — —

So liegen die Sachen, wie eh und zuvor; — nur die Menschen sind andere geworden; die Gebeine der alten Großmutter liegen längst zerstreut in einem Winkel oder im Grase des Kirchhofes, — lieb' Mütterlein ist todt . . . und selbst das treue Herz ihres edlen Sohnes — es hat zu schlagen aufgehört! — — — — — —

(J. K. Markus.)

f.

Friedberg.

„Wieder erblick' ich den Hügel, geschmückt mit gastlichen Dächern,
Wie er im fröhlichen Grün sich aus dem Wasser erhebt."

Von der oberösterreichischen Seite her liegt Friedberg auf einem grünen Hügel ausgebreitet, der gegen die Mittags- und Abendseite zur Moldau abfällt. Auf der äußersten Spitze dieses Hügels — malerisch gelegen — ragt die Kirche mit ihrem spitzen Thurme über die Dächer empor. Im Süden und Südwest sehen Friedbergs Fenster auf jenen großen Wald, der im Munde des Volkes der „Thomaswald" heißt und auf seinem Rücken die verfallene Burg „Wittingshausen" trägt. Unweit der Ruine zeigt sich das alte Kirchlein, und rings herumgestreut liegen die Hütten des Holzhauerdörfchens „St. Thoma".

Nordwärts lagern die kleineren Hügel, theils mit Feld, theils mit Wald bedeckt, einstens ein einziger undurchdringlicher Waldgrund.

Die Moldau, welche den schönen, grünen Wiesensaum benetzt, der ansteigend oben das weiße Schulhaus und die Kirche von Friedberg zeigt, geht von da eine Strecke einerseits an Feldern, anderseits an Wiesen fort, bis sie zuerst an ihrem linken Ufer von einem Föhrenwald empfangen wird, an dem sie hinstreicht, dann aber an der rechten Seite ihres Laufes von den Schatten des Jesuiterwaldes, dann des Kienberges aufgenommen, bis sie endlich durch die Schlucht der Teufelsmauer verschlungen wird.

Schon als Knabe kannte und liebte Adalbert Stifter diesen Ort und brachte als Student auch die Ferien zum Großtheil in diesem Städtchen zu, wo er bei den Aeltern seines Studiengenossen, in dem Hause des „oberen Wirthes", das heute, den Dichter zu ehren, das Schild „zum Hochwald" trägt, und später in dem des alten „Kaufherrn" wohnte; sowohl ihnen als dem ihm liebgewordenen Orte hat der Dichter in seinen Schriften ein bleibendes Denkmal gesetzt. „Pirling" — nennt er den Ort in seiner „Mappe", und begrüßt ihn daselbst mit folgenden herzlichen Worten:

„O Pirling, du freundlicher Ort, ich bin dir immer geneigt gewesen; aber wer hätte gedacht, daß du mir so theuer werden würdest. Wie erfreut sich mein Herz, wenn es deiner Schönheit gedenket: wie

du so lieblich einsam auf deinem sammtgrünen Hügel liegst, und deine weißen Häuser auf den Fluß herabsehen, der seinen Saum benetzt, und der so emsig durch deine Holzbrücke rollt, auf welcher das rothe Thürmchen steht, das das Bildnis des heiligen Johannes enthält — sei mir von heute an gesegnet, und sei mir in Ewigkeit gegrüßt."

— — — — — — — — — — — — — —

In Friedberg wurde das Scheibenschießen, namentlich in Stifter's Studienzeit, mit großer Vorliebe betrieben, und es kam an solchen Sonntagen, wo diesem Vergnügen im größeren Maßstabe gehuldigt wurde, auch Schützen aus anderen Ortschaften, selbst aus dem benachbarten Oberösterreich hieher, um demselben beizuwohnen. Dies veranlaßte unseren Dichter, einen Theil seiner Erzählung in der „Mappe des Urgroßvaters" nach Friedberg zu verlegen, was die Schilderung des „Steinbüchels" des „unteren Wirthes Bernsteiner", wo die Schießstätte stand, zur Folge hatte:

„Aus den Feldern Pirlings, die links an der Siller (Moldau) liegen, und von den Häusern aus angesehen sich gegen Sonnenaufgang breiten, steigt ein seltsamer Fels empor. Er steht ohne Vorbereitung geradezu mitten aus dem Getreide empor. An seinen Seiten ist mancher Baum und Strauch, aber auf dem Gipfel trägt er eine große Versammlung von Fichten, Föhren, Birken und anderen Bäumen. Wenn man hinaufsteigt, so sieht man, daß der Fels nicht klein ist, wie man von Weitem hinschauend dachte, sondern, daß er sich nach allen Richtungen dehnt, daß man auf seinem Haupte unter den Bäumen herumwandeln, daß man sich auf manchen Stein, auf manches hervorragende Felsstück und auf manches Hügelchen niedersetzen kann. Außer den mit Bäumen besetzten Stellen hat er auch freie, namentlich die höchsten, die einen großen Umblick in der Landschaft gewähren. Der Fels heißt der Steinbühel. Man hat eine sehr schöne und geräumige hölzerne Hüte auf ihm erbaut, die eigentlich wie ein kleiner Saal ist, und viele Menschen um ihren Tisch versammeln kann. Man hat auch Ruhebänke, Tischchen, Rasenstellen u. dgl. angebracht. Der untere Wirth Bernsteiner hatte an einer Stelle, welche ihm von der Gemeinde und dem Marktgerichte zugewiesen wurde, einen Keller in den Stein sprengen lassen, der im vorigen Sommer fertig geworden war. Es ist auch ein Schießstand auf dem Felsen, und weil sich gegen Sonnenaufgang von der Steinwand weg ein kleines Feldlein zieht, dann ein

Wieschen steigt und an einen Wald gränzt, so stehen jenseits des Feldleins und der Wiese an dem dunklen Saume dieses Waldes die weißen Scheiben. Neben dem Schießstande, der sehr schön geschnitzt ist, steht noch ein einziges, grün angestrichenes Häuschen mit Fenstern, in welchem Häuschen ein Tisch ist, an dem der Schreiber der Schützenangelegenheiten sitzen kann. Weil man den Felsen so aufgeputzt hatte, so führt von dem eine Viertelstunde entfernten Pirling ein anmuthiger Pfad zwischen den Getreidefeldern zu ihm hinzu und dann in einem geschlängelten Gange auf ihn hinauf. Aus der Ursache, weil er so wunderlich war, und weil man die Anlagen auf ihm gemacht hatte, ist der Fels der Platz der Pirlinger Volksfeste geworden. Im Sommer sind alle Sonntage Leute draußen. Meistens hört man auch da das Knallen der Büchsen, wie auf die Scheiben geschossen wird, und manchmal tönen darunter Waldhörner oder andere Musik. Auf dem Gipfel flattern die bunten Windfahnen der Schützen, und man sieht die weißen Tücher und Kleider der Pirlinger Frauen und Mädchen zwischen dem Grau der Steine und dem dunkeln Grün der Bäume schimmern. Zuweilen sind größere Schützenfeste; dann kommen Leute aus den benachbarten Ortschaften herzu, und mancher reist noch aus weiteren Entfernungen nach Pirling, um in dem Schützenkampfe ein Theilnehmer zu sein."

Heute ist es anders geworden: die Schützen haben sich zu ihren Vergnügungen bereits eine andere Stelle aufgesucht, die Hütte mit den Scheibenständen ist zu Grunde gegangen, und die Trümmer, und alles, was Menschenhand errichtet, hinweggeschafft und das trauliche Plätzchen der Mutter Natur wieder zurückgegeben worden. Selten steigt jetzt jemand den „Steinbüchel" hinan, höchstens ein Hirtenknabe, der in der Nähe seine Ziegen weidet, oder ein Fremder, der das Plätzchen aus Stifter's Werken kennen gelernt.

Friedberg hatte aber für Stifter eine noch weitere Bedeutung: Friedberg hielt Stifter's Herz zuerst gefangen.

Aus kindlichem Beginnen und neckenden Scherzen wuchsen allmälig die tiefsten Gefühle empor, und es kam dann jener große Schmerz über zwei Menschen, wie dies im dritten Bande des Nachsommers innig und wahr, doch von dem Staube der Vergänglichkeit befreit und in das Reich der Dichtung gehoben, erzählt wird.

„Es war ein sehr trauriger Tag, als er in einem offenen Wagen

aus dem Städtchen hinausfuhr, und an der Ecke der Gasse noch einmal zurückblickend, sie noch am Fenster sah — zum letztenmale in diesem Leben. Zwar hatte er ihrer Mutter, die den Tag vorher verständige Worte zu ihm geredet hatte, Recht geben müßen, und der Vater war dann, als es schon dunkelte, noch einmal zu ihm an's Fenster getreten, hatte die Hand auf seine Schulter gelegt und selber bewegt ihm Muth zugesprochen: „Lassen Sie nur, Herr Stifter, es wird schon Alles recht und gut werden!" — aber dieser hatte doch das Gefühl, es sei nicht recht, und es könne nicht mehr gut werden."

Und es wurde auch lange nicht gut, und sein Herz war bei ihr, der er ewig entsagen mußte, und er sah sie wieder „jene geliebten Augen", die ihm alles „verklärten und versüßten" und er hörte sie wieder, „die weinende, jauchzende, spielende Musik" der ersten Jugendliebe.

Das Schicksal wollte, daß jenes geliebte Wesen einem anderen Mann die Hand reichte, um dann aus diesem Leben zu scheiden. Trotzdem blieb Stifter der Freund des Hauses, das er so sehr verehrte und das auch ihn liebte und ihn auch in späteren Jahren gastfreundlich aufnahm.

Der alte Kaufherr starb, auch dessen edle Gattin, selbst der Sohn, der Jugendfreund Stifter's, ist todt, und nur noch wenige Familienglieder leben aus jener schönen, poetischen Zeit.

Ein Gedicht aus seinen Jugendjahren hat sich hier erhalten, in welchem er seinen geliebten Ort besingt; wir wollen es somit folgen lassen:

Erinnerung an Friedberg.

Du kleiner Ort — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — —
sei immerhin unscheinbar, unbekannt,
mein Herz bleibt immer dir gewogen.
Oberon.

Wende dich ab, mein Herz, von den stolzen Palästen der Hauptstadt,
Dort, wo im Abendroth goldene Streifen erglüh'n,
Dorthin liegt mein Land, mein dunkel geschlossenes Waldthal,
Dorthin sehnsuchtsvoll — heftet das Auge den Blick,
Heftet ihn stundenlang, als zog ein goldener Faden
Sanft aus dem Leibe das Herz immer und immer nach West.
Sage, warum, Herz, sehnest du dich nach den düsteren Wäldern?
Lebet ja dort manch' Bild süßer Vergangenheit auf.
Wieder erblick' ich den Hügel geschmückt mit gastlichen Dächern,
Wie er in fröhlichem Grün sich aus dem Wasser erhebt.

Wieder auch seh' ich die Wellen des sanft hingleitenden Stromes,
Wie er in silbernem Band glänzend die Wiese durchschlingt.
Rechts an dem Laufe des Flusses erhebt sich sachte die Landschaft,
Erst durch Dorf und Gefild, dann durch Gebüsche hinan,
Strebet dann jäher hinauf zu lieblich geschwungener Wiege,
Welche in sonnigem Grün glänzender Rasen bedeckt.
Birken vereinzelt steh'n auf der schimmernden Weide und zeichnen
Goldig ihr glühendes Laub gegen den finsteren Wald,
Welche hinter dem Hag in schwarzer Dämmerung hinaufsteigt,
Und von seinem Kamm blickt die Ruine herab.
Grau und verwittert, ein Zeuge längst versunk'ner Geschlechter,
Schaut der gewaltige Thurm weit in die Länder hinaus.
Und so ruhig liegt der Forst, die glänzenden Lüfte
Wehen geheimnisvoll über den schweigenden Wald.
Und so einsam ruht das Thal — nur einzelne Säulen
Blauen Rauches zieh'n gastlich zum Himmel hinan. —
O du süßes Land, du Land der herrlichen Wälder!
Einstens nimm mich auf, wenn sich die Locke mir bleicht;
Nimm mich auf in deine Schatten und hege mein Alter.
Ruft mich dann der Herr einstens vom Tagewerk ab:
Schau ich noch einmal ringsum auf die Berge und lege
Dann das müde Haupt nieder zur ewigen Ruh. —
(Oktober 1830.) (Aus Stifter's Jugendzeit.)

Im Herbste vor seinem Tode theilte Stifter seinem in Linz lebenden Landmanne, Herrn Adalbert Markus, einem gebornen Friedberger, das Vorhaben mit, im nächsten Frühjahre auf längere Zeit nach Friedberg gehen zu wollen, um dann die Ruine „Wittingshausen" zu malen. — Er kam nicht mehr und malte auch die Ruine nicht wieder; sie ist bereits im schönen Bilde hier — von Stifter's Künstlerhand selbst — von seinem Federpinsel prächtig dargestellt: Wer kennt nicht jene wunderbare Schilderung in seinem „Hochwald"?

(J. K. Markus.)

9.

Am Waldwasser.

Wenn man der Straße folgend an jener Linie angelangt, wo Oesterreich und das böhmische Land aneinander stoßen, trifft man auf schlechte, kalte Feldstücke, dem einstigen Walde abgerungen, dazwischen sind nasse Wiesen und die einzelnen, beinahe schwarzdunklen Waldballen, gleichsam stehen gebliebene Tropfen von dem zerworfenen Strome. Dann geht man über einen kahlen Hügel, die höchste Höhe, auf welchem Haidegras wächst, die Preißelbeeren und einzelne, vom Sturme und vom Winter hart verknotete Föhren stehen.

Von da steigt man durch ein Dorf, dessen Häuser weit von einander entfernt und auf einem großen Raume herum zerstreut sind, wie es bei Walddörfern gewöhnlich ist, in ein milderes, wärmeres Thal hinab, in welchem das dunkelbraune Wasser der Moldau langsam gegen Morgen fließt.

— — — — — — — — — — — — — —

Von da geht die Moldau bis zu der Cisterzienserabtei Hohenfurt durch einige Wegstunden fast ununterbrochen durch Wald, der an dem rechten Ufer fast unausgesetzt ganz dicht und beinahe schwarz gegen das Wasser hereingeht und für den ersten Anblick undurchdringlich und unwegsam erscheint; aber die Jäger, die Holzhauer und die Wildschützen wissen die dunklen und einsamen Waldpfade gar wohl, die in mannigfachen Verschlingungen längs der Hänge hingehen, bis sie zu den verschiedenen offenen Stellen und den Besitzungen der Menschen hinausführen. Sie besuchen und betreten diese Wege oft und zeigen sie auch demjenigen, der mit ihnen umzugehen weiß. Am linken Ufer ist es ein wenig offener, hie und da zeigt sich sogar ein Stückchen Wiese, ja manchmal auch über steile Höhen hereinstürzend, oder an einem Felsen geschützt hingehend, ein Feld, auf dem Kartoffeln oder sehr grüner Haber stehen, und an manchen Stellen ist auch eines jener kleinen Häuschen, wie sie in diesen Wäldern vorkommen, grau, niedrig, manchmal mit einem steilen Dache versehen, meist aber mit einem flachen, statt der Schindeln Bretter, die mit großen grauen Steinen niedergedrückt sind. Beinahe aus jedem dieser Häuschen leuchtet ein Stück schneeweiß getünchte Steinmauer hervor, während alles Uebrige von Holz ist.

Diese Mauerwand umschließt nicht etwa die Wohnstube, nein, ihre Fenster schauen aus dem schönsten braunen Holze hervor, sondern die Mauer ist meist an der Seite der Küche angebracht, oder einer andern Stelle, wo man Feuer und zwar meistentheils ein sehr großes, macht, da hier die Winter strenge sind und Holz in Ueberfülle vorgefunden wird. Eine der vorzüglichsten jener Feuerquellen, auf welcher auch zuweilen gekocht wird, ist die Leuchte, das heißt, ein in der Wohnstube befindlicher, gemauerter Feuerraum, der an die obbenannte Steinwand angebaut ist, seinen Rauchabzug in die Küche hat und mit einer getünchten Wölbung, gleichsam wie mit einem Herdmantel, überbaut ist.

Der Zweck dieser Leuchte besteht darin, daß man, wenn es dämmert, und namentlich in den langen Winterabenden, fettes Kienholz, das fast durchaus von den pecherzeugenden Wurzelstöcken der geschlagenen Föhren genommen wird, anzündet, und damit den ganzen Raum der Wohnstube erleuchtet, die meistens die gemeinschaftliche ist, und den Herrn und das Gesinde, wenn eines vorhanden ist, zugleich beherbergt; denn die Schlafstellen des Gesindes sind dann gewöhnlich der Boden oder der Stall, oder die Scheuer, selten eine Kammer; denn wenn eine solche vorhanden ist, so dient sie zur Aufbewahrung der Kleider, der Geschirre oder sonstiger Dinge, die der Besitzer zu seinen besseren zählt. Oft ist diese Leuchte gleich neben der Zimmerthür, und dann hat sie gerne an ihrer Hinterwand ein Glastäfelchen eingeschnitten, durch welches das Licht auch in das Vorhaus hinaus geleitet wird, daß auch dasselbe ein wenig erleuchtet werde, und man sich nicht, wenn man hereingeht, anstoße. In den langen Winterabenden, oder auch zu anderer Zeit, zum Beispiele im Spätherbste, wenn es draußen finster, naß und neblicht ist, ist das Beisammensitzen in der Nähe der Leuchte eine der größten Traulichkeiten und Gehäbigkeiten der Bewohner jener Gegenden. Dann sind sie gerne mit unbedeutenden Arbeiten, die auf diese Zeit treffen, beschäftigt, der weibliche Theil meistens mit Spinnen, der männliche mit Ausbesserung des Riemenwerkes an einem Dreschflegel, mit Späneschneiden, oder mit gar nichts, als seine Pfeife zurecht zu richten, zu stopfen und anzuzünden.

Nicht selten ist es auch die Zeit, wo Geschichten und vergangene Ereignisse erzählt werden, entweder sind es Dichtungen, die im Munde des Volkes leben, deren Verfasser Niemand kennt, und die das Volk

als Wahrheiten glaubt, oder es ist geradezu Geschichte, was dem Großvater begegnet ist, oder dem Urgroßvater, oder einem andern, oder einem merkwürdigen Manne, der die ganze Zeit her bekannt war, entweder durch seine Thaten, die er gethan hat, oder durch die vielen Ereignisse, die er erlebt hat.

Dann werfen die Gestalten der Personen, die um das Feuer sitzen, lange Schatten in den übrigen Raum der Stube zurück, und um die Ecke des großen grünen Ofens hinum ist es gar finster, wenn nicht etwa an einer Fuge die Lehmverklebung heruntergegangen ist, und durch die Spalte von den im Ofen verglimmenden Scheiten der dunkelrothe Feuerschein heraussieht, und eine Lichtlinie auf die Wand wirft. Wenn sodann die Schlafenszeit kommt, so säumt das eine oder das andere noch ein wenig, bis entweder noch etwas erzählt wird, oder der Eindruck des schon früher Erzählten sich etwas mäßigt. Dann gehen sie auseinander. Wenn die Häuser nicht gar zu weit von einander entfernt sind, so kommt man auf solche Abende eigens zu Besuchen zusammen, die bald in dem einen Hause, bald in dem andern sind, und weil der weibliche Theil sein Spinngeräthe hiezu mitnimmt, den Namen Rockenfahrt führen. Daß sich dann die jungen Bursche auch bei solchen Zusammenkünften einfinden, und zuweilen Scherz und Kurzweil statthaben, begreift sich.

In den vereinzelten Häuschen, von denen wir hier sprechen, können solche Rockenfahrten selten eintreten, weil sie zu weit von einander entfernt sind, und die Abende mögen da wohl manchmal recht einsam sein. An Vormittagen dient die Leuchte oft auch, wie wir schon sagten, zum Kochen.

Weiter abwärts, längs dem Wasser hin, wo die beiderseitigen Waldberge immer höher werden und auch immer steiler gegen das Flußbett herein fallen, erweitert sich gleichwohl das Thal wieder ein wenig und es steht sogar eine Gruppe solcher Häuschen, wie wir sie oben beschrieben haben, beisammen.

Die Berge in der Gegend heißen die Kienberge, und auch bei der Häusergruppe, die da steht, heißt es „im Kienberg“. Auf einem der Häuschen, das fast schöner und größer ist, als die andern, heißt es „beim Richter in Kienberg“, entweder, weil sein Besitzer seit unvordenklichen Zeiten her, wie es dort gebräuchlich ist, Richter war, oder weil es einmal einer der Besitzer gewesen ist, wo

sich dann der Name in alle Zeiten erhält. Das Richterhaus ist sogar auch eine Gattung Wirthshaus, wo manchmal Holzhauer oder Jäger bei Gelegenheiten auch die weit zerstreuten Bewohner der Gegend, die meistens jenseits der Berge sind, sich einstellen und kleine Labungen empfangen. Weil durch das ganze Thal auf Seite der Kienberge ein schmaler Fußpfad geht, so mag es jetzt auch manchmal geschehen, daß ein einzelner Wanderer, der gekommen ist, diese Natur anzuschauen, oder der seinem inneren Triebe in diese dunklen Wälder nachgeht, hier einspricht und eine Erfrischung begehrt. Hinter diesen Häusern gehen die Berge ziemlich steil hinan, sind mit allerlei Laubgebüschen, namentlich Birken, untermischt, mit Nadelwaldung bekleidet und zeigen schon sanft hervorblickend den Felsen, der nach abwärts immer häufiger, ja endlich ganz herrschend wird. Ueber das Wasser hinüber schauen die Fenster dieser Häuser auf dichten, sehr frischen, sehr dunklen Nadelwald, der mäßig ansteigend sich in großer Breite über die Berge hinauslegt. Wie es meistens geschieht, wo das Land zu beiden Seiten gegen die Enge eines Flußbettes hereingeht, daß Knollen und Steine in dem letzteren liegen, die das Wasser aufhalten, und daß der schmale Raum des Bettes desselben auch schneller zu fließen zwingt, so ist es auch hier: die Moldau, die sonst so langsam geht, so daß sie bei Oberplan, bei Untermoldau, bei Friedberg oft wie eine träge, schillernde Schlange in den Wiesen liegt, verläugnet hier ihre Art und Weise, und sie schäumt und rauscht, fast wie ein lebendiges Wasser in dem jenseitigen österreichischen Lande der Alpen. Es sind sehr sonderbare Lichterspiele, wenn man an einem Vormittage hier steht und die Sonne über die Berge hereinscheint, wie sich der blendende Schaum, dann das hellbraune Gold bei überstürzenden Stellen, und das tiefe Schwarz bei augenblicklicher Stille mischen, und alles das unaufhörlich weiter hastet und treibt.

Aber ganz ernster und schöner wird diese Erscheinung erst weiter unten von Kienberg, wo eine Gesellschaft von Felsen steht, die Bäume immer weniger und kleiner werden, der Stein sich mehrt und endlich allein in größter Fülle die Herrschaft führt. Zerschlagene, zertrümmerte Steine liegen umher, ein mächtiger Felsenbau erhebt sich und trägt die graue Brust aus dem ringsum liegenden Reiche der Zerstörung empor, einzelne gelichtete Stämme stehen und zwischen ihnen kommt das unsägliche Rauschen herüber. Das Rinnsal ist sehr ver-

engert, die Moldau muß über tausend Steine hinüber, sie führt Baumstämme herbei, klemmt sie zwischen die Felsen, stellt sie auf, strickt sie in einander, und muß durch, sie muß auch dem mächtigen grauen Baue der Felsen ausweichen, sie muß um ihn herum, und braust und ächzt, wie ein lebendiges Wesen, das aus einer ängstlichen, gefahrvollen Lage mit aller seiner Arbeit heraus will. Die Leute nennen die Stelle die Teufelsmauer, und es geht die Sage, daß der Teufel, dem es nicht recht war, daß die Abtei Hohenfurth gebaut wurde, da er in Gefahr gerieth, viele Seelen, die sich hier erbauen, zu verlieren, den Plan gefaßt habe, die frommen Väter, die da hausen, mit dem Wasser der Moldau zu ertränken. Er erkor zu diesem Zwecke eine Nacht, in der er alle Steine, die in der Gegend zu finden sind, auf diese eine Stelle zusammen tragen und eine Mauer bauen wollte, daß sich das Wasser in der Bergenge zu einem See schwelle, den er dann plötzlich mit Oeffnung seiner Schleuße auf das heilige Gebäude ließe. Er nahm aber zu viele kleine Steine, die auf der Oberfläche der Berge herum lagen, und mußte zu oft gehen, was nicht der Fall gewesen wäre, wenn er die großen, in die Erde gewachsenen, genommen hätte. Es geschah daher, als er sehr emsig trug, daß plötzlich der Hahn krähte, ein blasses Morgenlicht in den Lüften erschien, und die Engel im Himmel oben ihre Frühgebete begannen. Er mußte nun davon, und die Sache lassen, wie er sie hatte. Man zeigt noch zum ewigen Angedenken den Platz, und man sieht deutlich, wie er sein Werk nicht hatte vollführen können, und die Trümmer nur ordnungslos auf einander liegen. Darum sind in der ganzen Gegend so wenig Steine auf der Oberfläche der Erde, und an einigen Felsen, die an der Teufelsmauer herunten liegen, erkennt man auch noch trotz Regen und Wind, die darüber hingewaschen haben, das Hufeisen, welches in die harten Steine eingetreten worden und da geblieben ist. Die Väter weiheten die Stelle und das ganze Gebiet der Moldau, daß er in der andern Nacht nicht weiter fahren und überhaupt sich so etwas nicht mehr beikommen lassen konnte.

— — — — — — — — — — — — — —

Von da geht die Moldau hinter der Enge der Teufelsmauer in allerlei Gehölze und Gebüsch, das aber nicht mehr sehr lange dauert, sondern die Wildnis bricht schier auf einmal ab, das Wasser

kommt in das lichte Land und rollt beschwichtigend und nur mit kleineren, minder lebhaften Wellen am Waldkloster von Hohenfurth vorüber. Dann geht es gegen die alte, einst bedeutende Stadt Rosenberg, und nicht weit vor ihr beugt sich das Bett der Moldau, welches bisher gegen Morgen gezielt hatte, ab, und sie strömt gegen Mitternacht in die weiten Länder hinaus, muß endlich, obwohl sie die größere ist, den Namen verlieren, neue Räume kommen, wo sie mit ihrer Schwester im breiten Strome wallt, und vielleicht alle die Ereignisse und Dinge vergessen hat, die sich im fernen Walde, in ihrem ersten Laufe und in ihrer Jugend zugetragen haben. —

(Aus A. Stifter's „Waldgänger".)



Das Rosenwappen.

Das Stifter-Denkmal.

a.

Geschichte desselben.

„Ein edler Mensch zieht edle Menschen an,
und weiß sie festzuhalten.“
(Torquato Tasso.)

Des Dichters Werk — es ist sein Seelengeräth; wenn er stirbt, so greift man nach dem Buche und hält Gedächtnisandacht.

Wie mir, so mag es vielen Anderen ergangen sein, deren Gemüth der Sänger der Natur, weich und empfänglich gestimmt, als im Jänner 1868 die Trauerkunde durch die Blätter ging: „Adalbert Stifter ist todt.“

Und als ich wieder den „Hochwald“ betete, da streifte ich der Jetztzeit Brauch und Sitte ab und es war mir, als sollte der Hochwalddichter auch im Hochwalde begraben sein, — haben sein letztes Ruheplätzchen im Walde, „dem er seinen ganzen Lebenslauf, seine ganze Seele nachgedichtet hat.“ Ich schrieb damals meine Empfindungen, wie folgt, nieder und es erwachte in mir ein Gedanke, der heute, wenn auch in etwas anderer als der ursprünglichen Form, verwirklicht erscheint:

Stifter's Grab.

„Da lagen weiße Gebeine,
Die gold'ne Kron' dabei!“

Die Gebeine dessen, der den Wald und die Einsamkeit liebte, dessen Herz so ganz an der Natur hing, (weil „nur sie poetisch und gesund ist“) und den Menschen als einen sündhaften Fleck in der Schöpfung betrachtete, ruhen im allgemeinen Friedhofe inmitten langer Reihen menschlicher Ueberreste!

Warum hat man dem Dichter des „Hochwald“ nicht ein Plätzchen im „Hochwalde“ gegönnt, warum ihn nicht beigesetzt in der Gruft des „alten Freiherrn und seines Sohnes“ „unter der Steinplatte“ vor dem Altare der Thomaskirche, oder beigesellt

den lieblichen Jungfrauen „Clarissa und Johanna“ „unter einem grauen Stein der Burg“ Wittingshausen?

Oder ihn gebettet in weiches Moos auf der „Hochwiese“ und „Waldsamen auf die Stelle gestreut“, daß sie herauswachsen aus seinem treuen Herzen die mächtigen Stämme des „Urwaldes“!

Dann wäre der ganze „Hochwald“ sein Grabeshügel, die „Waldblumen“ sein Todtenkranz, die „Felswand“ sein Grabstein, der „Waldsee“ der Weihbronn, „der Harzgeruch des Fichtenwaldes der Weihrauch“ und der Chor der Waldsänger säng' seinem Liebling das Grablied:

„Und käm ein grüner Jäger
An diesem Stein vorbei,
Säh' er des Königs Gebeine
Und eine Kron dabei!

Oder wollte derjenige, welcher den alten „Gregor“ die Spuren kurzen menschlichen Aufenthaltes im Urwalde so gänzlich verwischen ließ, selbst die geheimnisvolle Stille der „jungfräulichen Wildnis“ nicht gestört haben?

Könnten wir ihn doch fragen, den Priester des Waldes, ob er es zugeben würde, daß Menschenhand seinen Namen eingrabe an der „Felswand“ mit großen Lettern, daß er weit sichtbar sei über den See hin dem Wanderer am „Blöckenstein“!

— — — — — — — — — — — — — — —

Die Namen „A. Stifter“ und „Felswand“ — sie umschwebten meine Sinne und ließen mich nicht ruhen, bis ich nach kurzer Zeit in Verbindung mit mehreren gleichgesinnten Freunden zur Gründung eines Vereines schritt, der aus Landsleuten bestehen soll, und denen ich meine Idee zur Ausführung mittheilte. So entstand aus einer gemüthlichen Zusammenkunft der in Wien lebenden Friedberger, Hohenfurter, Oberplaner, Krumauer, Kalschinger 2c. der Verein „Die Deutschen aus dem südlichen Böhmen in Wien“, der sich die Aufgabe stellte, nebst der Geselligkeit, die Pflege heimatlicher Interessen anzustreben.

Meine Wenigkeit wurde zum Obmann gewählt.

Neben den Tod Stifter's hatten wir auch das Ableben eines anderen bedeutenden Mannes unserer Heimat zu beklagen, des k. k. Hoforganisten und berühmten Contrapunktisten Simon Sechter.

Mein Antrag, das Andenken dieser berühmten Landsleute durch monumentale Denkzeichen zu ehren, wurde acceptirt und ein Aufruf zur Beitragleistung hatte das Resultat, daß schon im Jahre 1870 an S. Sechter's Geburtshaus in Friedberg eine bezügliche Gedenktafel angebracht werden konnte. Für Stifter wurde ein Obelisk bestimmt, der an einer passenden Stelle im „Hochwalde" errichtet werden sollte. Dieses Unternehmen beanspruchte eine bedeutend höhere Summe, als das eine, und da auch die Zeit inzwischen trat, wo die epochemachende Weltausstellung die allgemeine Aufmerksamkeit Oesterreichs in Anspruch nahm, so mußte die Ausführung des beabsichtigten Denkmals hinausgeschoben werden, bis abermaligen Einladungen und persönlichen Interveniren es gelang, die nöthige Summe zu schaffen.

Indeß schmolz auch die Mitgliederzahl auf einige wenige herunter, da die meisten Landsleute Wien verließen, so daß die letzt abgehaltene Plenarversammlung den bestehenden Ausschuß mit der Fortführung der Geschäfte betraute.

Auf mein Ersuchen war der k. k. Oberbaurath, Herr Heinrich Ritter von Ferstel so gütig, den Plan zu einem Obelisk zu entwerfen, der eine Höhe von 7 Klafter 2 Schuh bekommen soll.

Die Durchlauchtigsten Herren Fürsten Johann Adolf — und Adolf zu Schwarzenberg, die Besitzer dieser anmuthigen Waldesstelle — in welcher Stifter jenen zartgedichteten Wesen Schutz finden läßt gegen die Stürme des Schwedenkrieges — bewilligten nicht allein die Errichtung dieses Denkmales auf dem Blöckensteine, sondern auch das zum Baue nothwendige Gerüstholz.

Mit der Ausführung betraute ich den fürstlichen Heger und Steinmetzmeister Adolf Paleczek in den Hirschbergen, welcher Ort die nächste Ansiedlung vom Blöckenstein ist.

Als den passendsten Ort für das Denkmal fand man die Seewand, jene Stelle, von welcher der Dichter des „Hochwald" die lieblichen Töchter „Heinrich des Wittinghausers" von Zeit zu Zeit nach dem ihnen theuren Vaterhause blicken läßt.

Die Arbeiten daselbst wurden im Sommer 1876 begonnen und im Sommer des Jahres 1877 zu Ende geführt.

b.

Der Obelisk.

Ueber der Felswand am Blöckenstein, die als eine fast lothrechte Mauer dem Zaubersee entsteigt, ragt ein Granit-Obelisk schier 15 Meter hoch in die blauen Lüfte empor, und ist dieser das Einzige, was Menschenhand inmitten der jungfräulichen Wildnis aufgerichtet zum immerwährenden Gedächtnisse an den Hochwalddichter, an den getreuen Sohn des Waldes.

Der Stein trägt folgende Inschriften, und zwar an der Vorderseite des eigentlichen Obelisk:

A. STIFTER.

An der Vorderseite des Würfels:

Dem Dichter des Hochwald.

An der einen Seitenfläche:

Lieg' in hohes Gras gestrecket, schaue sehnend nach der Felswand.

An der andern Seitenfläche:

Auf diesem Anger, an diesem Wasser ist der Herzschlag des Waldes.

An der Rückseite:

Errichtet 1876 — 1877.

---

c.

Festreden,

gehalten am 26. August 1877, an dem Tage des Stifter-Denkmal-Festes von dem Obmanne des Denkmal-Comités

Jordan Kajetan Markus.

α.

„Auf diesem Anger, an diesem Wasser
ist der Herzschlag des Waldes;
mir ist's, als müßte ich ihn hören; —
so lieblich, so treu — und fester
als die Burg eines Königs!"

An diesem Zauberwasser, vor dieser Felswand saß vor Jahren ein Knabe und träumte . . . . . . und er kam als Jüngling wieder . . . . und ließ die Sagen und Märchen — die wunder-

baren — an seinen Sinnen vorüber ziehen — und träumte und träumte. . . . . Und er kam wieder und lernte den Wald kennen und sah, wie wunderbar er sei und gefreute sich der schönen Stelle, — der wunderbar lieblichen und anmuthsreichen, — der warmen, windstillen Oase, geschützt vom Felsen und See und bewacht von der ringsum liegenden heiligen Einöde der Wildnis.

Uud wenn er zwischen den Stämmen wandelte, angeschaut von den langstieligen Schattenblumen des Waldes, leise umsummt von seltsamen Fliegen und Bienen, umwallt von den stummen Harzdüften der Fichten und Föhren, — — da fing er an, allgemach die Reden des Waldes zu hören — und er horchte ihnen auch und der Sinn ward ihm aufgethan, seine Anzeichen zu verstehen, und das war lauter Prachtvolles, Geheimnisvolles und Liebevolles von dem großen Gärtner, von dem es ihm oft war, als müße er ihn jetzt und jetzt irgendwo zwischen den Bäumen gehen sehen.

Und dann schwieg die prangende Wüste — aus Ehrfurcht und die tausend kleinen Glimmertäfelchen der Steinwand glänzten und blitzten so emsig.

— — — — — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — — — —

Und er kam als Mann wieder und immer wieder — — — — — und schaute sehnend nach der Felswand und in den See, das Auge des Waldes — und hatte seinen ganzen Lebenslauf, eine ganze Seele dem Walde nachgedichtet. — — —

Denn in den Gewächsen der Erde ist kein Trotz und Laster, wie in dem Menschen, sondern sie folgen einfältig den Gesetzen des Herrn.

— — — — — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — — — —

Und dann verging eine Zeit und er kam nicht — und es folgte Zeit auf Zeit — und er kam nicht wieder. — — — — —

— — — — — — — — — — — — — —

Und Trauer ward im Hochwald!

Ein Schauer beschlich die Bäume — der Fels erstarrte, — es weinte der See — es neigten die Waldblumen ihre Häupter — es läuteten die Glockenblumen — der Wald sendete seinen Weihrauchduft

— und die Sänger des Waldes sangen ihrem Liebling das Grablied:

„Und kommt ein grüner Jäger
An diesem Stein vorbei:
Da sieht er des Königs Gebeine
Und 'ne gold'ne Kron' dabei!"

— — — — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — —

Und zur Ruhe wieder legte sich der Wald — und träumt schöner vergangener Tage. — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — —

Es flüstern die Tannen, — —
es singen die Vögelein — —
es schwirren die Käfer und
summen die Bienen — — — — —
— — — — — — — — — — — —
dem einzelnen Wanderer in's Ohr:
— — — — — — — — — — — —

Adalbert Stifter!

β.

Das Comité für Errichtung des Stifter-Denkmales auf dem Blöckenstein im Böhmerwalde hat beschlossen, das Werk, welches mit vielseitiger Unterstützung als Zeichen der Liebe und Verehrung für den großen Landsmann, den unerreichten Naturschilderer Adalbert Stifter zu Stande gebracht, der Gemeinde Oberplan zum Eigenthume zu übergeben.

Da aber die Heimatgemeinde des verewigten Dichters es ablehnt, — dieses Ehrengeschenk anzunehmen — so übergebe ich heute am Tage der feierlichen Enthüllung den von dem k. k. Oberbaurath und Professor Heinrich Ritter von Ferstel in Wien entworfenen und von dem fürstlich Schwarzenberg'schen Heger und Steinmetz Adolf Paleczek in den Hirschbergen in Stein gehauenen Obelisk, der sich über der steilen Felswand, an jener anmuthigen Waldesstelle erhebt, die der Dichter des „Hochwald" zum Schauplatze einer seiner schönsten Novellen machte, — sämmtlichen Bewohnern des Böhmerwaldes

— auf daß sie ein wachsames Auge auf das Bestehen dieses sie selbst ehrenden Denkmales haben und für die Erhaltung desselben stets Sorge tragen.

Führen Sie, geehrte Landsleute und Stammesgenossen, Ihre Söhne und Nachkommen von Zeit zu Zeit an diese geheiligte Stelle des Waldes und halten Sie Stifter-Andacht! — Es ist dies die schönste Wallfahrt, die Sie dem großen Dichter-Genius bringen, — die Sie bringen dem Andenken des edelsten Sohnes unseres Böhmerwaldes!

γ.

Ehe ich von der von Natur und Dichtergeist geheiligten Stätte scheide, drängt es mich den tiefgefühlten Dank auszusprechen allen Jenen, die zum Zustandekommen des Denkmales irgendwie beigetragen haben. In erster Linie gebührt dieser Dank den Durchlauchtigsten Herren Fürsten Johann Adolf und Adolf zu Schwarzenberg für die Ueberlassung des Denkmalplatzes sowohl als auch für die Bewilligung des zum Baue nöthigen Gerüstholzes; — dann dem löblichen fürstlichen Forstamte in Krumau und dem hiesigen Forstpersonale für die bereitwillige Zuvorkommenheit während des Baues, — ferners den hohen und verehrten Spendern und Sammlern von Geldbeiträgen, durch welche es uns möglich wurde, die aus diesem Unternehmen erwachsenden Auslagen zu decken, — und endlich jenen Comité-Mitgliedern, die mich in der Ausübung meines Ehrendienstes so getreulich unterstützten. . . . .
. . . .

Und somit schließe ich mit den Worten des Dichters:

„Die Stätte, die ein guter Mensch betrat,
ist eingeweiht; nach hundert Jahren klingt
sein Wort und seine That dem Enkel wieder!" —

Inhalt.

Druck von J. Wimmer in Linz.